Ph. Pr. 327.

Philos. pract. Scr. varia. 1593.

R

Darstellung
eines
neuen Gravitazionsgesetzes
für die
moralische Welt.

Mira en la Filosofía natural la Dialectica envuelta en sofisterías y calumnias de argumentos y palabras, confusa en los mismos términos y voces que ha inventado para entender y entenderse, tan divertida en ellas, que no levanta los ojos, ni la consideracion á penetrar los ocultos secretos de la naturaleza, como hacian en sus principios y obras aquellos primeros inventores desta ciencia.

Saavedra Faxardo.

Berlin, 1802.
bei Johann Friedrich Unger.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Ich habe nichts weder zur Empfehlung noch zur Erklärung meines Buchs zu sagen; ein gutes Buch muß sich selbst empfehlen und vor allen Dingen verständlich seyn.

Kann man die breitgetretenen Wege nicht verlassen, ohne den Verdacht der Anmaßung auf sich zu laden; so gesteh' ich, daß dieser Verdacht mich

drückt. Die Schande desselben verschwindet indessen, wenn wirklich große Aufschlüße gegeben werden, welche nur durch eine kühne Verachtung aller Autorität entstehen konnten; und dies beruhigt mich so sehr, daß ich jeden Vorwurf kleiner Gemüther gelassen erwarte.

Es würde mir nicht schwer geworden seyn, meinem Buche, neben einem großen Umfange, den Anstrich einer seltenen Gelehrsamkeit zu geben. Beiden Versuchungen hab' ich widerstanden, um desto leichter gefaßt zu werden. Nur das Nothwendigste wollt' ich sagen. Bin ich stolz auf meine Idee, so bin ich weit entfernt, es auf die Darstellung derselben zu seyn; ich habe mich sogar während der Arbeit zu bereden gesucht, die Kunst müsse wenig oder gar keinen Antheil an derselben haben.

Hab' ich wirklich gefunden, was Kant suchte und Fichte verdarb, so ist mein Wunsch erfüllt; denn darauf ging ich aus. Verwirren werd' ich keinen meiner Leser. Viele werden mir sagen, daß ich ihre Ideen ausgesprochen habe. Ich danke ihnen zum voraus für dies Kompliment. Es macht mir Vergnügen. Aber das größte Vergnügen hab' ich bereits bei der Arbeit selbst genossen. Wie wär' es auch möglich gewesen, solche Ideen ohne starke Bewegungen niederzuschreiben?

Durch ein ewiges Naturgesetz das Moralische an das Physische knüpfen und dadurch den Idealismus zerstören, heißt wahrlich, sich ein großes Verdienst um das menschliche Geschlecht erwerben, welches da, wo dies Buch gelesen wird, nie wieder solchen Mishandlungeu preis

gegeben werden kann, als die Franzosen es während eines langen Zeitraums ihrer gegenwärtig überstandenen Revoluzion waren; denn es ist nur allzu sehr erwiesen, daß der Idealismus allein die Revoluzionsplätze mit Blut überschwemmt hat. Zu allen Zeiten ist er grausam gewesen und soll die Humanität jemals einen bleibenden Wohnsitz unter den Menschen gewinnen, so kann es nur unter dem Schutze des Realismus geschehen. Der ganze gegenwärtige Zustand der Gesellschaft ist durch die physischen Wissenschaften aus ihm hervorgegangen; und alles was ihr noch Gutes bevorsteht, erwartet sie von seiner Milde.

Will man sich den Unterschied des Realisten von dem Idealisten versinnlichen, so denke man sich zwei Individuen, welche eine vor ihnen liegende Landschaft

durch Ferngläser betrachten. Das eine schaut sie auf die hergebrachte Weise an, das heißt so, daß es das Ocularglas vors Auge bringt; und davon hat es den Vortheil, daß alle Gegenstände in bestimmten Umrissen hell dastehen. Das andere hingegen macht das Objectivglas zum Ocularglase; und davon hat es den Nachtheil, daß sich alles zusammenzieht und in einander fließt. Beide haben Recht, wenn sie behaupten, daß sie nicht blind sind; aber in ihren Urtheilen über dieselben Gegenstände können sie nicht eher zusammentreffen, als bis sie sich über die Art und Weise, sie anzusehen, vereinigt haben, d. h bis sie über den Unterschied des Ocularglases von dem Objektivglase einig geworden sind. Würden unsere Metaphysiker nicht bescheidener seyn, wenn sie so etwas auch

nur ahneten? Ich glaube sogar, sie würden sich ihres Idealismus schämen, wenn sie wüßten, daß er nichts mehr und nichts weniger ist, als die Unwissenheit selbst, welche die Zeit durch die Hand des Realismus unablässig zerstört. Kein Wort mehr!

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung . . . . . . Seite 3
Von den Lebensorganen 4
Von den Lebens- und Entwickelungsorganen 6
Von dem Bildungsorgan 9
Von dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes 14
Von der Ehe 16
Über die unbeschränkte Fruchtbarkeit der Erde 27
Beweis, daß da keine Entwickelung statt findet, wo der Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes nicht erwachen kann 29
Beweis, daß die gesammte europäische Kultur aus dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes hervorgegangen ist 46
Staaten 47
Regierungen 65

Regierungsformen 93
Religion; Moral 107
Gesetzgebungen 139
Polizey 147
Politik 159
Poesie; Beredsamkeit . . . 163
Bildhauerei; Malerei; Baukunst . 197
Musik; Tanzkunst 222
Physische Wissenschaften . . 228
Folgerung aus den vorhergehenden Abschnitten 257
Geschichte 292
Beweis, daß, genau genommen, nie ein Stillstand in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts statt gefunden hat . . 339
Wahrscheinliche Dauer des menschlichen Geschlechts 347
Beschluß 355

Einleitung.

Gränzenlose Entwickelung der Kräfte durch ein geselliges Leben war die Bestimmung, welche die Natur dem menschlichen Geschlechte gab, als sie die Idee eines solchen faßte. Zu diesem Ende versah sie jedes menschliche Individuum mit dreierlei Hauptorganen, nämlich:

1) mit Lebensorganen;

2) mit Lebens- und Entwickelungsorganen;

3) mit einem Bildungsorgan.

Der Unterschied dieser Organe verdient eine genauere Auseinandersetzung.

Von den Lebensorganen.

Der Zweck der Lebensorgane ist, ein Leben möglich zu machen. Es giebt derselben zwei, nämlich: Lungen und Herz. Beide haben Beziehung auf den Umlauf des Bluts, als ersten Lebensprinzips. Die Lungen sind bestimmt, es durch Ein- und Ausathmen der Luft in derjenigen Temperatur zu erhalten, welche das Verhältniß des menschlichen Körpers zu dem Element, in welchem er vegetirt, erfordert. Das Herz ist bestimmt, das Blut nach gewissen Gesetzen zirkuliren zu machen, und hat daher die Kraft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen; denn ohne diese Kraft würde es keine Zirkulazion des Bluts hervorbringen können. Weiter erstreckt sich die Bestimmung dieser Lebensor-

gane nicht. Ihr Geschäft verrichten sie im Gesundheitszustande ohne Anstrengung und Bewußtseyn, ununterbrochen. Der Grund ihrer Kraft ist noch nicht aufgefunden, weil er auf die innere Beschaffenheit der Fibern und auf die Konstrukzion derselben beruht. Soll er aufgefunden werden, so kann es nur auf dem Wege der Anatomie und Chemie geschehen. Übrigens bemerke ich noch, daß man über diese Lebensorgane nichts vermag, und daß, wenn man z. B. von der Bildung des Herzens spricht, dieser Ausdruck, selbst als ein metaphorischer, nicht mehr gäng und gebe seyn sollte. Er entstand zu einer Zeit, wo man noch gar nicht wußte, was das Herz ist; d. h. zu einer Zeit, wo die Zirkulazion des Bluts noch nicht entdeckt war, und wo es noch keine Physiologie gab. Gebraucht man ihn gegenwärtig noch, so ist kein Grund vorhanden, statt Bildung des Herzens nicht auch Bildung der Lungen zu sagen. Denn was vermag man über die Bildung eines Muskels?

Von den Lebens- und Entwickelungs-organen.

Ganz anders verhält es sich mit den Lebens- und Entwickelungsorganen. Ich nenne sie so, weil die Natur selbst ihnen eine doppelte Bestimmung gegeben hat, nämlich: die Bestimmung, zugleich das Leben zu erhalten und die Entwickelung zu befördern. Es giebt derselben im menschlichen Körper wiederum zwei.

Das erste ist der Magen.

Seine nächste Bestimmung ist, alles, was ihn als Nahrungsmittel gegeben wird, so vorzubereiten, daß eine Assimilazion statt finden kann; aber das ist nicht seine einzige Bestimmung. Die Natur machte ihn zugleich zum Gefäß eines bestimmten Triebes, der sich unwiderstehlich äußern sollte, sobald er als Organ der Verdauung keine Beschäftigung hätte. Wir nennen das Gefühl, wodurch er sich ankündigt, Hunger. Lösen wir aber diesen Begriff auf; so sind wir sehr berechtigt, statt Hunger Selbsterhaltung zu sagen. Denn worin zeigt sich die Natur dieses Triebes? Der Mensch ist in Hinsicht

auf seine Subsistenz auf das Thierreich und Pflanzenreich angewiesen. Nur durch die Zerstörung, die er in beiden Reichen anrichtet, kann er seine Selbsterhaltung bewirken. So ist der Trieb, der ihn zur Selbsterhaltung auffordert, freilich ein durchaus zerstörender; aber wir werden uns bald überzeugen, daß der Magen deswegen nicht weniger ein Entwickelungsorgan ist. Um mir nicht vorzugreifen, bemerke ich hier blos, daß die Natur auch in der Konstrukzion des menschlichen Magens an den Tag gelegt hat, daß sie ein menschliches Geschlecht wollte. Alle übrigen Thiere sind in Hinsicht der Befriedigung ihres Selbsterhaltungstriebes durch den Bau ihres Magens auf bestimmte Gegenstände eingeschränkt, die sie zu gras- oder fleischfressenden Thieren machen. Der Mensch hingegen ist durchaus unbeschränkt. Alles kann er verdauen; und so alt auch bereits das menschliche Geschlecht ist, so kann man doch nicht mit Bestimmtheit sagen, daß die Zahl der genießbaren Gegenstände erschöpft sey; wenigstens lassen sich unter denselben noch immer neue Zusammensetzungen denken, wodurch das an und für sich Ungenießbare

genießbar wird. Auf diesen Vorzug des Menschen vor den Thieren hat man bisher gar zu wenig geachtet. Indem ihm die Natur denselben gab, konnte sie keine andere Absicht haben, als die, den Erhaltungstrieb für das menschliche Geschlecht so unschädlich als möglich zu machen, da Zerstörung einmal seine ausschließende Tendenz seyn und bleiben mußte. Durch welche Operazion übrigens die Natur diesen Kraftumfang des Verdauungsorgans hervorgebracht hat, wissen wir wiederum nicht, weil wir in der Anatomie und Chemie, welche allein darüber Aufschlüsse geben können, noch nicht Fortschritte genug gemacht haben.

Ein zweites Lebens- und Entwickelungsorgan sind die Geschlechtstheile. Der Mensch hat sie mit allen Thieren gemein; aber er ist wiederum von allen Thieren in Hinsicht dieses Organs dadurch verschieden, daß der Trieb, welchen die Natur in dasselbe eingeschlossen hat, ein permanenter ist. Wodurch die Natur diese Permanenz hervorgebracht hat, wissen wir nicht; unstreitig aber beruht sie auf eine vollkommnere Konstrukzion derjenigen Theile, welche das Organ des Geschlechts-

triebes ausmachen. Ist der Selbsterhaltungstrieb immer zerstörend, so ist der Geschlechtstrieb immer erhaltend. Vermöge desselben sucht der Mann freilich nur das Weib und das Weib nur den Mann; aber da der Trieb fortdauert, so suchen sie sich nicht, wie die Thiere, auf eine kurze Zeit. Durch ihn entsteht das Bedürfniß in Gesellschaft zu leben, welches der Selbsterhaltungstrieb nie hervorbringen konnte. Eben deßwegen wollen wir ihn in der Folge immer den Geselligkeitstrieb nennen.

Untersuchen wir jetzt die Natur des Bildungsorgans.

Von dem Bildungsorgan.

So nenn' ich das Gehirn; eine weiche weiße Masse, die aus den zartesten Fasern zusamengesetzt ist und derer ewige Funkzion darin besteht, daß sie Sensazionen oder Ideen mit einander vergleicht und das Resultat bemerkt. Den Grund dieser Funkzion des Bildungsorgans kennen wir eben so wenig, als den der Funkzion der übrigen Organe; aber die Funkzion selbst nehmen wir in jedem Au-

genblick in uns wahr, indem wir unaufhörlich vergleichen und die Differenz der Vergleichung bemerken.

Mit diesem Hauptorgan hat die Natur mehrere Unterorgane in Verbindung gesetzt, welche wir Sinne nennen. Die Absicht konnte keine andere seyn, als das Hauptorgan in einer fortdauernden Thätigkeit zu erhalten. Da sich diese Thätigkeit aber auch offenbaren sollte, so verband die Natur mit diesen Unterorganen nicht nur ein Sprachorgan, sondern sie setzte auch die sämmtlichen Gliedmassen, welche den menschlichen Körper ausmachen, in eine solche Harmonie, daß alles, was das stille Bildungsorgan ausprägt, noch auf mannichfaltige andere Weise als durch das Sprachorgan dargestellt werden kann.

Vermöge dieser höchst künstlichen Einrichtung, ist das menschliche Kombinazionsvermögen — denn so wollen wir die Kraft des Bildungsorgans bezeichnen — seit dem ersten Augenblick der Entstehung des menschlichen Geschlechts in einer ununterbrochenen Thätigkeit, in welcher sich alles hält und unterstützt. Das jedesmalige Re-

sultat der Vergleichung wird immer wieder die Grundlage einer neuen, und so fort, bis dasjenige, was wir menschlichen Geist nennen, es nach Tausenden von Jahren dahin gebracht hat, daß es, getrennt von dem ersten Stoff seiner Entwickelung, in den entferntesten Resultaten, Abstrakte genannt, seine Beschäftigung finden kann, ohne die Laufbahn immer wieder zurücklegen zu dürfen, welche frühere Geister zurückgelegt haben.

Man thut vielleicht nicht Unrecht, wenn man sich die Fibern, welche das Bildungsorgan ausmachen, als eben so viel Saiten denkt, in welchen die Sensazionen mit den Resultaten, welche die Vergleichung derselben giebt, wie Töne, so lange fortvibriren, bis eine größere oder geringere Verhärtung durch den Tod oder durch das Alter entsteht. Wie dem aber auch seyn mag, so sieht man aus der Grundoperazion des menschlichen Kombinationsvermögens, wie man zu den Eintheilungen gekommen ist, die sich in allen Psychologien wiederfinden. Die Eintheilung dieses Vermögens, als Kraft genommen, in Gedächtniß, Einbildung und Verstand ist zwar im Grunde nichts anderes, als eine

Zerlegung der Grundoperazion, in welcher immer eine alte Sensazion mit einer neuen verglichen und das Resultat der Vergleichung gezogen wird; diese Zerlegung aber ist dadurch fehlerhaft, daß sie die Kraft in mehrere Vermögen eintheilt, das eine durch das andere erklärt und dadurch eine Verwirrung hervorbringt, welche von der Grundoperazion zuletzt gar nichts mehr begreifen läßt. Wie man dazu gekommen ist, das Kombinazionsvermögen noch durch Vernunft zu vermehren, werden wir in der Folge sehen.

Man hat sehr häufig Untersuchungen darüber angestellt, in wiefern sich das menschliche Kombinationsvermögen von dem der Thiere unterscheide; aber man ist in diesen Untersuchungen zu keinen bleibenden Resultaten gekommen. Ausgemacht ist es, daß die Thiere das Organ desselben auch haben, wenn gleich in geringerer Masse. Selbst die vierfüßigen Thiere unterscheiden sich hierin wesentlich von einander; die fleischfressenden z.B. haben verhältnißmäßig ein größeres Organ der Kombinazionen, als die grasfressenden. Hierüber sind zwar wenig oder gar keine Fakta gesammelt; aber nach al=

len Beobachtungen, die man bisher über Thiere gemacht hat, läßt sich schließen, daß ihre innere Oekonomie ganz ihrer jedesmaligen Bestimmung angemessen ist, und daß, indem sie in Hinsicht der Entwickelung des Kombinazionsvermögens hinter dem Menschen zurückbleiben, der Grund nicht blos darin zu suchen sey, daß sie auf eine kürzere Lebensdauer eingeschränkt sind, als der Mensch; daß einzelne ihrer Sinne nicht die Feinheit der menschlichen Sinne besitzen; daß die Natur in Ansehung der Bekleidung mehr für sie gethan hat u. s. w. Die Thiere können in Hinsicht auf Lebensdauer, Feinheit der Sinne, Nichtbekleidung dem Menschen vollkommen gleich seyn, ohne deshalb die Thierheit abzulegen; was den Menschen zum Menschen macht und seinem Kombinazionsvermögen eine so große Entwickelung giebt, liegt eigentlich in dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes, welchen kein Thier empfindet.

Von dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes.

Der Mensch trägt also zwei ganz entgegenstehende Triebe in sich, von welchen der eine ihn zum Haß, der andere zur Liebe führt. Vermöge des Hasses will er immer zerstören, vermöge der Liebe will er immer erhalten. Das erstere Gefühl ist immer das stärkere, weil die Natur die Einrichtung getroffen hat, daß das letztere selbst im Organ von ihm abhängig ist. Diese Abhängigkeit verschlägt indessen nichts; denn da die Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes immer mit einer Erregung des Geselligkeitstriebes verbunden ist, so kommt der Mensch sehr bald dahin, daß er den Widerstreit (Antagonismus) dieser Triebe, wenigstens in so weit aussöhnen lernt, daß der Geselligkeitstrieb in seiner ursprünglichen Gestalt, d. h. als permanenter Geschlechtstrieb befriedigt werden kann. Dies ist der erste Schritt zu seiner Kultur. Alle übrigen finden sich von selbst; und so oft sich der Antagonismus der beiden widerstrebenden Triebe in den Massen erneuert, muß er nothwendig immer zu neuen

Kombinazionen führen, wenn diese auch nicht sogleich auf eine unblutige Art zu Stande kommen.

Da ich in diesem Antagonismus das Gravitazionsgesetz für alle Erscheinungen der moralischen Welt finde, und der Zweck dieses Werks kein anderer ist, als meine Leser von der Wahrheit meiner Entdeckung zu überzeugen; so muß ich beweisen, daß er die einzige Quelle der Entwickelungen ist, durch welche das menschliche Geschlecht geht, und daß keine Erscheinung der moralischen Welt, wie groß oder wie klein sie auch sey, ohne ihn entstehen kann. Dies werde ich auf eine doppelte Weise thun; einmal indem ich zeige, daß da, wo er nicht in den Massen der Gesellschaft statt finden kann, an keine Entwickelung zu denken ist, und zweitens, indem ich beweise, daß unsere ganze europäische Entwickelung aus ihm hervorgegangen ist. Die Folgerungen, welche ich daraus zu ziehen gedenke, werden Jedem einleuchten, ohne daß ich sie vorher ankündige. Ehe ich aber zur Sache schreite, muß ich mich noch über zwei Anlagen der Natur erklären, welche allzu wichtig sind, als daß sie in einem Buche,

das neue Aufschlüsse über die Entwickelung des menschlichen Geschlechts verspricht; mit Stillschweigen könnten übergangen werden. Die eine dieser Anlagen ist die Ehe; die andere die unbeschränkte Fruchtbarkeit der Erde.

Von der Ehe.

Daß die Natur eine Ehe will, hat sie in ihrer ganzen Schöpfung dadurch offenbaret, daß sie die Individuen beider Geschlechter in gleicher Anzahl entstehen läßt, und dadurch alle Thiere zwingt, in diesem Verhältniß zu leben, so daß sie nur gewaltsam aus demselben herausgerissen werden können.

Die menschliche Ehe ist indeß durch den permanten Geschlechtstrieb von der thierischen unterschieden. Ist diese eine Verbindung von Mann und Weib, die nicht über die Periode hinausreicht, während welcher der Geschlechtstrieb Befriedigung heischt, oder die Nachkommenschaft die Sorge der Eltern nöthig macht; so ist die menschliche Ehe, eben durch die Permanenz des Geschlechtstriebes, an und für sich eine dauerndere Verbindung; und indem die Natur die

physische Entwickelung des Menschen anderen Gesetzen unterworfen hat, schlingt sich um diese Verbindung ein unzerreißbares Band. Die Hülflosigkeit des Kindes macht nämlich eine längere Sorge der Mutter nothwendig; und da sie, während dieser Zeit, sich in eben dem Maaße selbst vernachläßigen muß, in welchem sie dem Bedürfniß, das sie zu ihrem Kinde treibt, nachgiebt; so muß der Vater für beide zugleich sorgen und eben dadurch genöthigt werden, das Kind auch in der Mutter zu lieben.

Man denke sich eine unbewohnte Insel in einem günstigen Himmelsstrich. Ein Zufall habe Mann und Weib, beide in der Blüthe ihres Lebens, auf diese Insel geworfen. Sie begegnen sich: sie verbinden sich. Wer zweifelt nun daran, daß sie die Insel bevölkern werden? Wer zweifelt daran, daß diese Bevölkerung um so geschwinder von statten gehen werde, je mehr die Insel alles enthält, was zur Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes erforderlich ist?

Die Ehe — sankzionirt oder nicht, gilt hier gleich viel — ist also eins von den Hauptmitteln, welche die Natur angewendet

hat, um große Massen zu erzielen. Das haben diejenigen nicht bedacht, welche in neueren Zeiten auf eine Gemeinschaft der Weiber gedrungen, oder der Polygamie oder Polyandrie das Wort geredet haben. Man hebe die Ehe auf und setze Polygamie an ihre Stelle — was wird die Folge davon seyn? Eben diejenige, welche wir in allen Ländern erblicken, wo Polygamie gesetzlich oder nicht gesetzlich eingeführt ist: Entvölkerung, geringere Reibung, schwächere Aufforderung zum Organisiren von Seiten der Regierungen, stockende Entwickelung. In der That, diejenigen Regierungen, welche sich das Geschäft des Organisirens erleichtern wollen, können nicht leichter zum Zweck gelangen, als wenn sie — vorausgesßzt, daß so etwas gegen den Willen der Natur zu Stande kommen kann — die Ehe aufheben; alles muß nothwendig rückwärts gehen; und schwerlich werden zwei Jahrhunderte verstreichen, ohne daß ein großes Volk, in der Basis seiner Größe erschüttert, von einem weit kleineren Volke, das in seinen Grundinstituzionen der Natur getreu geblieben ist, verschlungen wird. Diejenigen Regierungen

hingegen, die immer beschäftigt seyn wollen, brauchen nur die Ehe zu befördern und auf Mittel zu denken, wie sie die Heiligkeit dieses Naturinstituts ohne Zwang zurückführen wollen. Wie sehr das menschliche Geschlecht dadurch gewinnen würde, läßt sich leicht berechnen.

Es gab eine Zeit, wo man in Deutschland so wenig über die wahre Beschaffenheit des Witzes belehrt war, daß man den Franzosen diese Art zu kombiniren beneidete. Während dieser Zeit erschienen von demselben Verfasser, nach einem kurzen Zeitraume, zwei Werke, das eine über die Ehe, das andere über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Beide waren unstreitig witzig; aber gerade deswegen auch schlecht. Das erstere war es, weil kein Naturinstitut, wie die Ehe, jemals der Gegenstand des Witzes werden darf, indem sich ein großes Gemüth über die Abweichungen von demselben nur ereifern kann. Das letztere war nicht besser, weil es Vorschläge enthielt, welche nur zum Nachtheil der Gesellschaft ausgeführt werden können. Wie! die Weiber sollten durch Theilnahme an

den Arbeiten der Männer glücklicher werden? Gerade da, wo diese Theilnahme am größesten ist, sind sie am unglücklichsten. An den Ufern des Oronoko ermorden Mütter nicht selten ihre Töchter, um sie vor ihrem Elend zu bewahren. Und das liegt in der Natur der Sache; denn da wo die größte Kraft ist, befindet sich auch die größte Trägheit, und nehmen die Weiber den Männern Beschwerden ab, die nicht für sie vorhanden sind, so müssen sie bald die ganze Last des Lebens tragen, und unter derselben erliegen. Man kann jedes bürgerliche Geschäft, das nicht mit den Grundanlagen des Weibes in einer sehr engen Verbindung steht, ohne alle Übertreibung eine Entheiligung des Geschlechts nennen; vorzüglich aber, wenn dieses Geschäft außerhalb der häuslichen Mauern verrichtet werden muß. Liebe ist das Gefühl, worauf die Natur dies Geschlecht angewiesen hat. Was dieses Gefühl zerstreut, vermindert die Fruchtbarkeit, und alles was die Fruchtbarkeit vermindert, ist der Bestimmung des Weibes so entgegen, daß es mit dem größten Rechte Versündigung an dem menschlichen Geschlechte genannt werden kann.

Nichts sollen die Weiber erarbeiten, sondern alles als Resultat empfangen, und als solches in der Gesellschaft verbreiten; selbst Künste und Wissenschaften sollen nur auf diese Weise für sie vorhanden seyn. Man befürchte deshalb nicht, daß das weibliche Geschlecht in Hinsicht der Ausbildung hinter dem männlichen zurückbleiben werde; das ist nie der Fall gewesen und an und für sich unmöglich, wenn man dem weiblichen Geschlechte die Resultate der Künste und Wissenschaften nicht gewaltsam vorenthält. Mögen dann die Verdienste des Weibes um die Gesellschaft, in welcher es lebt, geringer seyn, als die des Mannes; so sind seine Verdienste um das menschliche Geschlecht desto größer; um das menschliche Geschlecht, dessen ganze Entwickelung vermöge der Fruchtbarkeit aus ihm hervorgeht. In der That, die Weiber sollten sich durch den Gedanken beruhigen, daß sie, als Werkzeuge in den Händen der Natur, für das große Ganze der menschlichen Gesellschaft bestimmt sind, während der Mann nur immer einem Theil desselben als Bürger eines Staates dient. Ahnung dieser Wahrheit hat auf einzelnen Punkten der

Erde zur Polyandrie verleitet; aber Polyandrie muß für die Entwickelung des menschlichen Geschlechts nothwendig eben so nachtheilig wirken, als Polygamie, in sofern nämlich das Gefühl, welches die Bedingung der Fruchtbarkeit in sich enthält, dadurch eben so sehr geschwächt wird. Nur durch den einigen Mann im ehelichen Verhältniß dient das Weib dem ganzen menschlichen Geschlechte. *)

Man betrachte die Ehe von welcher Seite man wolle, so wird man die ehrwürdigste aller Institutionen in ihr wahrnehmen. Daher haben alle Gesetzgeber, welche sie noch besonders zu sankzioniren verstanden, sich nicht nur um die besondere Gesellschaft, auf welche sich ihre Gesetzgebung zunächst bezog, sondern auch um das ganze menschliche Geschlecht verdient gemacht. Und eben daher haben alle Gesetzgeber, welche, durch falsche Abstrakzionen verleitet, die Ehe aufhoben und eine Polygamie an ihre Stelle setzten, nicht nur niemals etwas für das

---

*) Ideen dieser Art finden sich weder in Hippels Schriften, noch im Paradies der Liebe.

menschliche Geschlecht gethan, sondern auch diejenige Gesellschaft, für welche sie arbeiteten, nach und nach entkräftet und dahin gebracht, daß zuletzt nichts übrig bleiben konnte, als ein Despot und so viel Sklaven, als sich durch Polygamie erzielen lassen. Man analysire die Vorzüge des Christenthums vor allen übrigen Religionen so viel man wolle; so wird man, außer seiner allgemeinen Tendenz zur Moralität, schwerlich einen finden, der demjenigen gleich käme, den es dadurch hat, daß es die Ehe zu einer Zeit, wo die Theologie sich nothwendig reinigen mußte, zu einem zwischen dem Altar und der Gottheit selbst niedergelegten Bündniß machte. Auf diese Weise hat das Christenthum den Grund zu der großen Entwickelung gelegt, welche Europa gegenwärtig vor allen übrigen Welttheilen auszeichnet. Und soll jemals das ganze menschliche Geschlecht zu einer großen Gesellschaft zusammenfließen, so müssen nicht nur Polyandrie und Polygamie, sondern mit ihnen auch alle die kleineren Anomalien, welche der Ehe selbst in den besser polizirten Staaten Abbruch thun, von der Erde verschwinden. In Hinsicht der letzteren

kommt alles darauf an, daß durch eine bessere Organisazion der Gesellschaft die Gründe der Ehelosigkeit vermindert werden. Man bilde sich nicht ein, der Mensch habe einen natürlichen Hang dazu. Nichts weniger als das! Aber der Mensch rechtfertigt, auf einem gewissen Grade der Kultur, die Nothwendigkeit durch die Freiheit; und so entstehen jene unmoralischen Äußerungen, in welchen wir mit Unrecht Gesinnungen erblicken.

Da seit der Reformazion die Ehe in mehreren Ländern Europa's auf ein blos moralisches Verhältniß zurückgeführt ist; so sollte auch von Seiten der Gesetzgebungen und Regierungen in diesen Ländern darauf hingearbeitet werden, ihre ehemalige Heiligkeit in der Moralität zu erhalten.

Mehrere Mittel würden dies bewirken; ich führe nur die vorzüglichsten an.

Erstlich müßte keine eheliche Verbindung zugegeben werden, welche, vermöge der Diskrepanz des Alters, nothwendig ein physisches Mißverhältniß mit sich führt; denn eine solche Ehe wird immer eine unmoralische seyn.

Zweitens müßte eine eheliche Verbindung niemals ein Gegenstand der Spekula-

zion oder des Glückmachens werden können. Der Chinese stattet seine Tochter aus; aber sein Vermögen bleibt seinem Sohne. *) Die Folge davon ist, daß die Ehen in China heiliger sind, als auf irgend einem andern Punkt der Erde. Selbst die große Bevölkerung dieses Landes hängt hiermit aufs engste zusammen; denn, da der Chinese es bei einer ehelichen Verbindung nie aufs Glückmachen anlegen kann, so heirathet er früher und ermangelt selten, eine große Nachkommenschaft zu hinterlassen. Der Grund aber, warum das weibliche Geschlecht von allem großen Eigenthum ausgeschlossen seyn sollte, ist nicht sowohl, um das Weib in eine größere Abhängigkeit von dem Manne zu setzen, als vielmehr, um die Thätigkeit des letzteren zu vermehren, da die tägliche Erfahrung zeigt, daß die staatsbürgerliche Trägheit der Män-

*) Bei den germanischen Völkern war es eben so. Etwas davon hat sich, wenn gleich mit einer antigermanischen Tendenz, bei dem europäischen Adel erhalten; aber, da die übrigen bürgerlichen Institutionen nicht dazu passen, so kann es auf die Moralität der Ehen nicht zurückwirken.

ner durch reiche Heirathen nicht selten bis zur Faulheit erhöht wird.

Drittens müßte, mehr als bisher geschehen ist, darauf gesehen werden, daß die Erziehung der Weiber keine männliche sey, weil sie dadurch von ihrer Bestimmung abgeleitet werden und das, was sie an entbehrlichen Kenntnissen auf der einen Seite gewinnen, an sehr unentbehrlichen Fertigkeiten auf der andern Seite verlieren. Eigentlich soll das Weib seine höchste Entwickelung durch den Mann in dem ehelichen Verhältniß erhalten; was es davon antizipirt, ist immer zu seinem und des Mannes Nachtheil antizipirt. Bliebe die Erziehung der Töchter ausschließend den Müttern, so würde es weit besser um die Gesellschaft stehen. Alsdann würden die Weiber weder nach staatsbürgerlichem Werth, noch nach Vollkommenheiten streben, von welchen sich erweisen läßt, daß sie keine sind. Lernen würden sie dagegen alles, was sie zu guten Hausmüttern macht. Sie selbst würden glücklicher seyn, und eben dadurch auch glücklicher machen.

Über die unbeschränkte Fruchtbarkeit der Erde.

Nur weniges hab' ich über diesen Gegenstand zu sagen; aber dies Wenige gründet sich auf Geschichte.

Wie sah es, Italien und Spanien ausgenommen, vor zwei Jahrtausenden um die Fruchtbarkeit des übrigen Europa aus? Der Boden war derselbe; aber wie wenig wuchs auf diesem Boden! Man fing nach und nach an zu verpflanzen. Das Werk gelang; und nach Maaßgabe des Gelingens verschwand der Glaube an die Absolutheit der Subsistenzbasis, und mit ihm alle diejenigen Erscheinungen, die man als Wirkungen dieses Glaubens betrachten kann: Auswanderungen, Invasionen, blutige Kriege.

Wie viel ist selbst im letztverflossenen Jahrhundert durch Verpflanzung für Deutschland geschehen! Man kann behaupten, daß eine Hungersnoth in diesem Lande jetzt unmöglich ist, nachdem man dem Kornbau durch den Kartoffelbau zu Hülfe gekommen ist. Eine Menge Sandschollen sind dadurch in fruchtbare Felder verwandelt worden; und

wo das Auge noch vor zwanzig und dreißig Jahren durch den ungebrochenen Sonnenstrahl geblendet wurde, da findet es jetzt ein wohlthätiges Grün.

Hat die Verpflanzung ihre Gränze gefunden? Wer kann, wer will dies beweisen? Dieselben Fortschritte, welche seit funfzig Jahren gemacht sind, werden auch nach funfzig Jahren gemacht seyn; und der Anblick, den ganz Europa nach zweitausend Jahren in Hinsicht der Naturprodukte darstellen wird, ist in dem gegenwärtigen Augenblick nur in sofern vorherzusehen, als man mit Gewißheit behaupten kann, daß kein Stillstand in der Verpflanzung statt finden werde, und daß selbst das Clima sich werde bequemen müssen, wie es sich bisher schon bequemt hat.

Bei dieser unbeschränkten Fruchtbarkeit der Erde ist jede Befürchtung, die sich auf eine allzu große Bevölkerung bezieht, durchaus ungegründet; denn Bevölkerung und Fruchtbarkeit der Erde gehen immer Hand in Hand und die eine ist ohne die andere unmöglich.

Beweis, daß da keine Entwickelung statt findet, wo der Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes nicht erwachen kann.

Nach dieser doppelten Digression über die Ehe und die unbegränzte Fruchtbarkeit der Erde, kehre ich zu meinem Gegenstand zurück. Die nächste Aufgabe ist, zu beweisen, daß da, wo der Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes nicht statt findet, keine Entwickelung möglich ist. Hier ist der Beweis so vollständig und zusammengedrängt, als ich ihn zu geben im Stande bin.

Hätte die Geschichte des menschlichen Geschlechts von dem ersten Augenblick seiner Entstehung an geschrieben werden können, so würden wir im Stande seyn, die Entwickelung desselben durch alle Stufen zu verfolgen, jede Erscheinung in der vorhergegangenen gegründet finden, und über keine von allen erstaunen. Aber viele tausend Jahre mußten verfließen, ehe eine Erfindung, wie die Schreibekunst ist, ausgesprochen werden konnte; und selbst nachdem sie bereits ausgesprochen war, mußte noch ein Jahr-

tausend verrinnen, ehe man ihre Anwendung auf die Geschichte fand. Unstreitig ist uns dadurch sehr viel Wissenswürdiges entgangen. Da sich indessen das menschliche Geschlecht nicht in allen seinen Parthien mit gleichem Erfolg entwickelt hat, so sind wir noch immer im Stande, das Fehlende durch Beobachtung derjenigen Völkerschaften oder Nazionen zu ergänzen, welche sich auf einer noch niedrigeren Stufe der Kultur befinden, als die ältesten Geschichtschreiber für den Moment angeben, in welchem sie ihre Werke niedergeschrieben haben.

Es bedarf nun weder einer großen Belesenheit in den Reisebeschreibungen der Neueren, noch eines hohen Grades von Scharfsinn, um die Bemerkung zu machen, daß da, wo die Natur durch die Subsistenzbasis allzu viel oder allzu wenig für eine Nazion gethan hat, keine Entwickelung statt findet.

Als die Spanier zuerst das südliche Amerika betraten, starrten die Urbewohner desselben sie aus so dummen Augen an, daß sie, als schlechte Menschenkenner und damals in dem Hochgefühl ihres durch keine Art des Despotismus daniedergedrückten Werths,

zu dem Glauben bethört werden mußten: die Südamerikaner wären keine Menschen, sondern Thiere einer bisher noch unbekannten Art. Ihr Verfahren gegen diese in Unthätigkeit versunkenen und nur mit den unmittelbarsten Genüssen beschäftigten Menschen war diesem Wahn so angemessen, daß es nach tausend Metzeleien einer päbstlichen Bulle bedurfte, um sie zu überzeugen, daß die Südamerikaner auch Menschen wären, und auf menschliche Behandlung Anspruch machen dürften. *) Was die Südamerikaner damals waren, das sind sie noch jetzt; nur mit dem Unterschiede, daß die große Verminderung der Anzahl, welche eine nothwendige Folge der Eroberung war, sie noch unter die Thiere gestellt hat. Reisende können nicht Worte genug finden, ihre Gefühllosigkeit zu beschreiben, und der Spanier, der sie beherrscht, begreift ihre Dummheit nur unter der Voraussetzung einer gränzenlosen Bosheit. So groß ist ihre Apathie, daß sie selbst gegen Todesstrafen unempfind-

---

*) Siehe Robertson's History of America, Book IV.

lich sind. Immer wollen sie ruhen; und diese Art des Eigennutzes ist so stark in ihnen, daß sie durch nichts besiegt werden kann. Ihr köstlichster Genuß sind berauschende Getränke. Eigenthum kennen sie so wenig, daß sie, von den Spaniern zu einer regelmäßigen Ehe gezwungen, selbst ihre Weiber nicht als Eigenthum betrachten mögen und sie ohne Haß und Liebe austauschen, so oft sie Gelegenheit dazu finden. Was sie Wollust nennen, ist ekelhafte Salazität; denn Väter brauchen ihre eigenen Töchter als Beischläferinnen, und ehe sich ein Mann zur Heirath entschließt, muß er vorher überzeugt worden seyn, daß seine Frau sich bereits in den Händen mehrerer Liebhaber befunden hat. Nichts vermag die Disziplin der Spanier über diese Wilden; außer wenn sie sich der Kinder bemächtigt und sie in den Städten oder Plantagen erzieht; wo es sich denn zeigt, daß sie von Natur alles haben, was zur Kultur erforderlich ist. *) Und der Grund

*) Siehe Relacion historica del Viage de Orden de S. Magestad para medir algunos grados de

Grund aller dieser Erscheinungen? Ist kein anderer, als daß in diesem heiß-feuchten Klima die Fruchtbarkeit des Erdbodens nur bei einer ungeheuren Volksmenge die Unterstützung des menschlichen Fleißes bedarf. Der Mais wächst hier von selbst und diese äußerst nahrhafte Frucht giebt in Verbindung mit dem Klima den Eingebohrnen eine so starke Disposizion zur Wollust, daß sie sich in kurzer Zeit erschöpfen, so daß das Leben zu einer Zeit bei ihnen schon aufhört, wo es bei dem Europäer in der schönsten Blüthe steht. Kein Wunder, daß hier der Geschlechtstrieb nicht die Quelle sozialer Gesinnungen

---

de meridiano et cet. Por Don Antonio de Ulloa. Lib. VI. C. 6. Unter andern sagt dieser Schriftsteller in diesem Kapitel: Si se miran como hombres, parece desdicir de la excelencia del alma la corta comprehension de sus espiritus tan sensiblemente, que apenas se puede concibir de ellos en algunos casos otra idéa que la de su semejanza á las bestias, y aun á veces sin la prerogativa de instinto propia de estas. No seria muy extraño, que no encontrando en ellos los accidentes de la racionalidad un hombre capaz los creyesse dignos de poner les no muy lejos del parallelo de los brutos.

wird. Nichts geht über die Gleichgültigkeit, womit diese Menschen ihre Landesleute entweder selbst hinrichten oder hinrichten sehen; und verabscheuungswürdig würde ihre Grausamkeit gegen Thiere seyn, wenn sie nicht eben so gefühllos wäre, wie alles, was von ihnen kommt. *)

Warum ist Afrika nach so vielen Jahrtausenden noch immer das Land der Barbarey? Der letzte Grund kann kein anderer seyn, als daß das Klima hier eben so wenig einen Antagonismus der Grundtriebe gestattet, als im südlichen Amerika. Fände ein solcher Antagonismus statt, so müßten die kleinen Königreiche, welche man allenthalben antrift, schon bei weitem mehr zusammengeschmolzen seyn, als sie es gegenwärtig sind. Vermöge der Gemeinschaft mit den Europäern, fehlt es den Bewohnern der Küstenlande dieses großen Welttheils durchaus nicht

*) La autoridad, ó dignidad, á que pueden aspirar, es de tan poca codicia para ellos, que con un mismo semblante admite un Indio el ministerio de Alcalde, quando se lo dan, como el de verdugo, se le precisan á que lo exerza. Ulloa l. c.

an den Mitteln, welche zu einem höheren Grade von Kultur führen; aber sie verstehen sich eben so wenig auf den Mißbrauch als auf den Gebrauch dieser Mittel; selbst ihre Kriege führen sie nur, um Sklaven zu machen und sich durch diese in den Besitz neuer Spielereien zu setzen. Soll aus dem Afrikaner etwas gebildet werden, so muß man ihn als Sklaven in entfernte Gegenden führen; nie wäre auf Congo oder Angola aus Toussaint l'Ouvertüre geworden, was er gegenwärtig auf St. Domingo darstellt. Es ist wahr, das Erdreich ist in Afrika bei weitem weniger ergiebig, als in Amerika; aber da das Pflanzenreich für gewisse Thiergattungen mehr als hinreichend ist, so hält sich der Afrikaner an der Jagd und der Viehzucht, und bleibt dadurch nur um einige Jahrtausende hinter dem Europäer zurück, während der Südamerikaner gar nicht die Aussicht zeigt, jemals aus seinem Schlummer zu erwachen. Was den Afrikaner in seiner Entwickelung außerdem sehr zurückhält, ist, daß er sein Geschlecht sehr wenig vermehrt; einmal, weil die Jagd die Hauptquelle seiner Subsistenz ist, zweitens weil er in der Poly-

gamie lebt, welche bei ihm nicht selten in Männerliebe ausartet. So bleibt es im Ganzen genommen immer bei derselben Volksmenge und da diese nicht groß genug ist, um einen Antagonismus der Grundtriebe zu konstituiren; so ist die Entwickelung auch immer dieselbe. Nur auf einigen Punkten hat Afrika, so weit die Weltgeschichte reicht, Kultur erhalten; aber diese Kultur hat nie von Bestand seyn können, da die Verfassungen, aus welchen sie hervorging, immer abscheulich waren, in sofern sie sich nämlich auf Sklaverey stützen. Ich werde in der Folge hierüber noch mehr sagen; und dann wird man begreifen, wie der Freistaat Karthago eben so nothwendig zu Grunde gehen mußte, als das Königreich Ägypten.

Im südlichen Asien treffen wir durchaus dieselben Erscheinungen an, wie in dem südlichen Amerika: ein heiß-feuchtes Klima, eine große Subsistenzbasis, eine schlaffe Menschenraze, Polygamie, Ausartung des Geschlechtstriebes, Stillstand in der Entwickelung.

Die Bewohner der Südseeinseln machen keine Ausnahme. Als die Spanier im Jahre 1774 eine Entdeckungsreise nach Otaheti

unternahmen, begegnete es ihnen nicht selten, daß die Bewohner der kleinen, im südlichen Ozean gelegenen Inseln ihnen mit Knitteln und Steinen entgegeneilten, wenn sie landen wollten. Zu keiner Zeit scharfe Beobachter der menschlichen Natur, schlossen die Spanier aus diesem Verfahren auf eine diesen Wilden angebohrne Unmenschlichkeit und wurden noch mehr in diesem Wahne bestärkt, als die Bewohner anderer Inseln sie freundlich aufnahmen. Der wahre Grund dieser Erscheinung war indessen, daß jene Grausamen in ihrer Subsistenzbasis viel zu beschränkt waren, als daß sie etwas davon hätten missen können, und daß diese Menschenfreundlichen Überfluß hatten. Die Spanier selbst zogen darüber Nachrichten ein, welche sie hätten aus ihrem Irrthum reißen können, wären Nazionalvorurtheile nicht viel zu tief in ihnen gewurzelt. Auf einer dieser Inseln, Namens San Carlos, herrschte, glaubwürdigen Versicherungen zu Folge, die Gewohnheit, die Anzahl der Einwohner nie über neunhundert steigen zu lassen, und jedem Mißverhältniß derselben zur Subsistenzbasis dadurch zuvorzukommen, daß man entweder das zuletzt gebohrne Kind, oder

den mehr als sechzigjährigen Greis umbrachte. *) Diese Insel hat, bei einem sehr geringen Umfange, sehr steinigen Boden, in welchem Maniok, Zuckerrohr, Igname und Melonen nur stellenweise gedeihen; und da die Bewohner derselben mit anderen Insulanern in keiner Verbindung stehen, so daß sie im Stande wären, die Produkte ihres Bodens durch Verpflanzung fremder Produkte, oder durch Handel zu vermehren; so bedeutet ihre Grausamkeit nicht mehr und nicht weniger, als bei anderen Völkern die Aussendung von Kolonien. Indessen haben die Bewohner von San Carlos den höchsten Grad der Kultur erreicht, den sie erreichen können; und sollen sie jemals Fortschritte machen, so muß ihre Insel erobert und ein besserer Landbau bei ihnen eingeführt werden. Geschieht dies jemals, so wird sich zeigen, daß da, wo jetzt nur neunhundert Einwohner leben können, neuntausend zu koexistiren im Stande sind, und ihre Kultur wird alsdann dieser größeren Anzahl gleich seyn.

Wären die Engländer im mindesten gute

---

*) S. Vagiero universal, Tom. XVIII.

Beobachter, so würden wir über die Bewohner der Insel Otaheti ganz andere, d. h. weit bessere Nachrichten haben. Da diese Insel bei einem Umfange von vierzig Seemeilen und einer Länge von beinah 14 Meilen und einer Fruchtbarkeit, welche Europäern beneidenswerth scheint, und einem großen Überfluß an Fischen, nur 16,050 Bewohner hat; so muß man den Grund dieses Mangels an Bevölkerung nur in der Freigebigkeit suchen, mit welcher die Natur diese Insel ausstattete. Annehmen kann man mit der größten Zuverlässigkeit, daß es Zeiten gegeben haben muß, wo diese Bevölkerung weit größer war; denn, wie will man sich sonst die Vorzüge erklären, welche die Otahetier vor den Bewohnern der übrigen Gesellschaftsinseln voraus haben? So wie sie gegenwärtig sind, können sie nicht eher Fortschritte machen, als bis die Menschenmasse wieder zunimmt. Dazu aber wird erfordert: erstlich, daß die unter ihnen eingerissene Gemeinschaft der Weiber aufhöre; zweitens, daß den Menschenopfern ein Ziel gesetzt werde; drittens, daß das Feudalsystem cessire, um den Bürgerkriegen ein Ende zu machen; viertens, daß der Des-

potismus des Eri-rahai verschwinde. Die Engländer haben dies Volk ein liebenswürdiges genannt, da es doch in der That ein diebisches, salaziöses und grausames Volk ist, welches sich kaum auf dem Wege zur Kultur befindet *) und niemals durch sich selbst zu einer bedeutenden Entwickelung gelangen wird, es sey denn, daß sich unter den Bewohnern der Gesellschaftsinseln ein Handel entwickele, dessen nächste Folge der Umsturz des Despotismus ist.

Die Bewohner dieser Inseln bilden, eben weil sie Insulaner sind, d. h. weil das Terrain, worauf sie eingeschränkt sind, niemals, auch bei der größten Ergiebigkeit des Erdbodens, eine völlige Aufgelößtheit gestattet, einen sehr guten Übergang zu den Bewohnern der nördlichen Länder aller Welttheile.

Um mit den Nordamerikanern den Anfang zu machen, so ist es eine auffallende Erscheinung, daß gerade der nördliche Theil dieses Welttheils zuerst kultivirt worden ist. Indessen verschwindet dies Auffallende, wenn

---

*) Siehe den eben angeführten Viagero universal, Tom. XVII. von pag. 257 - 326.

man weiß, daß selbst bei der Entdeckung dieser Gegenden alles weit mehr zu einer größeren Entwickelung vorbereitet war, als im südlichen Amerika. Hier war es, wo die Urbewohner sich der Eroberungssucht der Europäer standhafter widersetzten; hier wurde außer der Jagd und Viehzucht auch der Ackerbau geübt; hier traf man mehrere Erfindungen an, welche nur in einem vollkommneren Zustande der Gesellschaft ausgesprochen werden können; hier hatte sich der Begriff von Eigenthum entwickelt; hier verstand man bereits die Kunst zu zählen, obgleich man sich nicht über tausend erhob; mit einem Wort: hier vibrirte bereits der Antagonismus der Grundtriebe und eine höhere Entwickelung hätte im Fortgang der Zeit statt finden müssen, wäre auch nicht, von Europa aus, eine Infusion erfolgt, welche das Entwickelungsgeschäft beschleunigen mußte.

Doch da wir gegenwärtig nur von solchen Nazionen sprechen, in welchen dieser Antagonismus nicht statt findet, so wenden wir uns dem Nordpol näher. Hier wo die Subsistenzbasis so beschränkt ist, daß auf jedes Individuum mehr als eine Quadratmeile

gerechnet werden muß, wirkt der Selbsterhaltungstrieb in seiner ganzen Furchtbarkeit. Wer kennt nicht das Verfahren dieser Wilden gegen ihre Feinde, d. h. gegen diejenigen, welche ihnen die Beute streitig machen, von welcher sie leben? Nur in ihrer nächsten Umgebung respektiren sie die Menschlichkeit. Alles was dahin nicht gerechnet werden kann, ist Feind; und ein Kampf auf Leben und Tod erfolgt, so oft ein Begegnen statt findet. Der Gegenstand des Kampfes ist in diesen mit Schnee und Eis bedeckten Gefilden ein Stück Wildprett. Ergiebt sich der Feind oder wird er durch List gefangen genommen, so muß er sich nach tausend Mißhandlungen, für welche die Sprache kultivirter Nazionen keine Ausdrücke enthält, gefallen lassen, als Wildprett verzehrt zu werden. Stumpft in diesen Gegenden die Kälte den Geschlechtstrieb ab, so kommen noch viele andere Ursachen hinzu, ihm Lebhaftigkeit und Stärke zu nehmen. Die Bewohner derselben müssen oft sechs bis acht Tage hinter einander fasten und in diesem Zustande Reisen von sechzig bis achtzig Meilen machen, ehe sie ein Stück Wildprett erlegen.

Ihre Weiber, in den meisten Fällen ihre Gefährtinnen auf diesen Streifereien, kennen die sanften Gefühle nicht, welche die Fruchtbarkeit befördern. An eine bedeutende Bevölkerung ist um so weniger zu denken, je seltener Schwangerschaften sind und je häufiger die Nachkommenschaft ein Raub des Elendes wird. Alle diese Unglücklichen vermehren ihr Geschlecht nie über zwei Individuen; und so begreift man leicht, wie Länder, so groß als Frankreich, kaum einige tausend Einwohner haben. Kein Wunder also, daß sich die Erfindungen des nördlichsten Bewohners von Amerika nicht über Bogen und Pfeil und die Bedeckung des Körpers in rohen Kleidungsstücken und eine formlose und eben deswegen unbequeme Hütte hinaus erstrecken! *)

Ihnen in jedem Betracht äußerst ähnlich sind die Pescherays, dieses im Süden der magellanischen Meerenge wohnende Inselvolk. Ist die sogenannte Grausamkeit in ihnen geringer, so rührt dies blos daher, daß der Fischfang eine weit größere Subsistenz-

*) S. Robertson's History of America, Book IV.

basis enthält, als die Jagd, und daher langsamer zum Kampf führt. *) Aber gerade so wie die Erfindungen des Nordamerikaners sich auf Bogen und Pfeil und rohe Bedeckung des Körpers einschränken; so finden die des Feuerländers ihre Gränze in einem Kahn, einer Angel, einem Netz und einer Hülle von Seehundsfellen.

Im nördlichen Asien finden sich alle diese Erscheinungen wieder. Was man auch bisher gethan hat, um das asiatische Kaptschak und Sibirien zu bevölkern; alles ist, wo nicht ganz vergeblich gewesen, doch wenigstens hinter den Erwartungen der Bevölkerer zurückgeblieben. Auch hier wirkt der Erhaltungstrieb auf Kosten des Geselligkeitstriebes mit so großer Gewalt, daß alle geselligen Bedürfnisse schweigen, oder nur von denjenigen empfunden werden, welche die

---

*) Der Kampf um die Subsistenzbasis ist immer ein Kampf auf Tod und Leben, er mag von kultivirten oder wilden Nazionen geführt werden. Im Jahre 1794 entspann sich ein solcher Kampf zwischen Franzosen und Engländern, und ein jeder erinnert sich der Wuth, mit welcher er geführt wurde.

Gewalt hierher versetzt hat; und es scheint, als wenn ein Land, in welchem die Flüsse erst zu Anfang des Junius aufthauen, und die Kälte schon zu Anfang des August wieder eintritt, von der Natur selbst bestimmt wäre, niemals von ausgebildeten Menschen bewohnt zu werden.

Indem also bei den Bewohnern der heißen Zone ausschließend der Geschlechtstrieb, und bei den Bewohnern der kalten Zone eben so ausschließend der Selbsterhaltungstrieb wirkt, findet in den verschiedenen Völkern dieser Gegenden kein Antagonismus der Grundtriebe statt; und da dieser, der oben aufgestellten Behauptung zu Folge, die einzige Ursache aller menschlichen Entwickelung und aller moralischen Erscheinungen überhaupt genommen ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn alle diese Völker in ihrer Ausbildung so sehr zurückgeblieben sind und noch immer mit großer Hartnäckigkeit die Mittel verschmähen, welche ihnen dazu angeboten werden.

Beweis, daß die gesammte Europäische Kultur aus dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und des Geselligkeitstriebes hervorgegangen ist.

Um diesen Beweis desto überzeugender zu führen, werde ich die dabei in Betrachtung kommenden Gegenstände theilen. Ich werde also die wichtigsten Erscheinungen der moralischen Welt aus dem Antagonismus des Selbsterhaltungs- und des Geselligkeitstriebes einzeln erklären; doch so, daß meine Erklärungen immer geschichtliche sind. Wiederhole ich dadurch, was beinah jede Kulturgeschichte enthält, so wird man mir hoffentlich zuletzt eingestehen, daß ich über die Kulturgeschichte selbst ein neues Licht verbreite. Es wird also von Staaten, Regierungen, Regierungsformen, Religion, Moral, Gesetzgebung, Polizei, Politik, Künsten und Wissenschaften die Rede seyn. Von allen diesen Erscheinungen werd' ich zeigen, wie sie nach und nach durch den Antagonismus in Verbindung mit dem Kombinationsvermögen entstanden sind, daß sie zu keiner Zeit als vollendet betrachtet werden können und

daß ihre fortgehende Entwickelung bestimmten Gesetzen unterworfen ist, deren Prinzip sich nur im Antagonismus wiederfindet. Verstehen kann mich nur, wer die Geschichte kennt, aber eben deswegen darf ich auch hoffen, von den meisten meiner Leser verstanden zu werden. Sind die modernen Metaphysiker nicht meiner Meinung; so erklär' ich zum voraus, daß ich nicht das Mindeste mit ihnen gemein habe, und daß ich höchstens im Stande bin, sie als Erscheinung zu nehmen; welches unstreitig mehr sagen will, als — sie verstehen. Den Anfang meiner Erklärung mache ich mit derjenigen Erscheinung, welche man Staat nennt.

Staaten.

Das Thierreich war die erste Subsistenzbasis des Menschen; dies sehen wir noch jetzt an den Wilden aller Welttheile. Die Noth war es, welche ihn zwang, den Thieren den Krieg anzukündigen; denn nackt und hungernd stand er unter ihnen da, während sie bedeckt und in Überfluß waren. Viele von diesen Thieren leisteten keinen großen

Widerstand, und die Menge, in welcher sie vorhanden waren, sicherte einen langen Lebensunterhalt und eine reichliche Bekleidung.

So wurde der Mensch in den Stand gesetzt, sein Geschlecht zu vermehren; und indem der permanente Geschlechtstrieb den Mann an das Weib fesselte, entstand nach und nach eine Familiengesellschaft.

Die zahmeren Thiere waren in kurzer Zeit aufgerieben. Dies nöthigte die Menschen zur Verfolgung der wilderen. Lange entschieden Schnelligkeit und überlegene Kraft in diesem Kampfe. Zuletzt wurden Waffen erfunden; erst Spieße, dann Bogen und Pfeil.

Je mehr die Gesellschaft anwuchs, desto weniger sicherte der Erfolg dieser Jagd vor dem Hunger. Fischfang wurde mit ihr in Verbindung gesetzt. Die Beschwerden desselben führten zu neuen Erfindungen; man kombinirte eine Angel, einen Kahn, ein Netz.

Indem beide Arten der Subsistenz neben einander Fortgang hatten, lernte der Mensch Thiere zähmen. Ein rohes Interesse führte ihn zur Erhaltung derselben. Die einzige Absicht war: Gebrauch im Nothfall; aber

indem

indem der Mensch dieser Absicht gemäß handelte, überzeugte er sich nach und nach, daß er von den Thieren leben konnte, ohne sie zu tödten. Und so ward aus dem Jäger ein Hirt, und eine neue Lebensart, das Nomadenleben genannt, nahm ihren Anfang. Die Jagd wurde den Rüstigen der jetzt schon größeren Familie überlassen; die Viehzucht blieb den Bejahrten oder Schwächern.

Durch die Jagd mit dem Thierreich bekannt gemacht, lernt der Mensch durch dieses das Pflanzenreich kennen. Nicht lange bleibt die Entdeckung aus, daß man auch von Wurzeln leben kann. Es treten Umstände ein, welche das Aufsuchen derselben nothwendiger machen. Die Art ihrer Fortpflanzung wird beobachtet. Man bemächtigt sich derselben; und so entsteht der erste Feldbau, der den Weibern überlassen bleibt, weil die Männer in diesen ersten Anfängen nicht Beschäftigung genug finden.

Alles trägt und unterstützt sich; und so zufrieden ist der Mensch in diesem rohen Zustande, daß er ihn gar nicht zu verändern wünscht.

Der Feldbau wird durch Kornbau erweitert.

Die damit verbundenen Beschwerden führen zu neuen Erfindungen. Diese werden so lange vervollkommnet, bis man die möglich-größte Erleichterung gefunden hat. Wie viel Menschenalter bis zur Erfindung des ersten Pfluges verstreichen mußten, läßt sich schwerlich jetzt noch ausmitteln; aber gemacht konnte diese Erfindung gar nicht eher werden, als bis der Mann, überzeugt, daß das Pflanzenreich eine unendlich sicherere Subsistenzbasis darbiete, über seine mit Charakterstrotz nothwendig verbundene Trägheit wenigstens in sofern Herr geworden war, daß er freiwilligen Antheil an dem Feldbau nahm. Vielleicht aber gehört diese Erfindung einem Sklaven, der sich den unnöthigen Schweiß ersparen wollte. Wie roh auch die erste Idee eines Pfluges seyn mochte, so entsprang sie doch schwerlich in dem Kopf eines Weibes; denn von der Natur mehr zum Dulden als zum Handeln bestimmt, haben die Weiber immer nur das Erfundene benutzt, aber nie vermehrt.

Der Ackerbau hat das Eigenthümliche, daß er fixirt. Ein breiterer Fluß, ein höheres Gebirge werden durch ihn unübersteigli-

che Hindernisse. Nur diejenigen von der Gesellschaft, welche Jäger und Fischer geblieben sind, wagen sich an diese Gränzen. Alle Übrigen wähnen, sich im Mittelpunkt der Erde zu befinden, und nichts vermag sie aus diesem Mittelpunkt zu vertreiben.

Indessen wächst die Gesellschaft um so schneller und stärker an, weil der Selbsterhaltungstrieb eine immer sicherere, wenn gleich noch beschwerliche Befriedigung findet. Man scheut das Ausdehnen; aber die Noth gebeut. Was in seinem Ursprung Familiengesellschaft war, wird jetzt Volk, das sich immer weiter ausdehnt, bis es an ein anderes Volk stößt. Ist das benachbarte Volk ein Jägervolk, so entstehen Kämpfe, weil jedes Jägervolk ein Raubvolk ist. Diese Kämpfe werden mit eben so viel Wuth als Hartnäckigkeit geführt und hören nicht eher auf, als bis das größere Volk das kleinere in sich aufgenommen und sein Gebiet dadurch erweitert hat.

Die Güter des Lebens haben indessen einen größern Werth erhalten. Entstehet ein Streit, so wird er schon minder blutig geführt. Es finden Unterhandlungen statt, in welchen man von der einen Seite zugesteht,

was man nicht ohne Lebensgefahr für sich behalten kann, und von der andern annimmt, was sich nicht ohne Lebensgefahr erobern läßt. Abmarkungen werden gemacht, um dem Hader vorzubeugen. Der Begriff von Eigenthum entwickelt sich immer bestimmter.

Je mehr man theilen muß, desto mehr denkt man darauf, einen bestimmten Raum höher auszubringen. Viehzucht und Ackerbau schmelzen immer mehr zusammen. Die Gesetze der Fruchtbarkeit werden immer sorgfältiger beobachtet. Jeder bemerkt für sich; aber was er mit Erfolg kombinirt, geht um so schneller in Gemeingut über, weil es als Gemeingut die allgemeine Sicherheit vermehrt.

So lange die Gesellschaft ausschließend von der Jagd und dem Fischfang lebte, mußte sie ihre Vermehrung fürchten und bald zu dem einen, bald zu dem anderen grausamen Mittel greifen, um ihr zuvorzukommen. Sobald sie hingegen den Ackerbau ergriffen hatte, konnte sie der helfenden Hände nicht genug bekommen. Jetzt nahm die Humanisazion ihren Anfang. Waren schwache Kinder sonst gleich bei ihrer Geburt umgebracht

worden, so ließ man ihnen jetzt das Leben, in der Voraussetzung, daß sie als Hirten noch immer Dienste leisten könnten. Selbst der Verkrüppelten nahm man sich an. Das Leben wurde auf diese Weise immer größer, immer ausgebreiteter, immer beglückender.

Bald werden der helfenden Hände allzu viel. Wohin mit dem Überfluß? Die Beschäftigungen fangen an, sich zu theilen. Hatte bisher jede einzelne Familie für ihre Bekleidung und die Anfertigung ihrer nöthigen Werkzeuge gesorgt, so entstanden, nach und nach, Individuen, welche ihnen diesen Theil der Arbeit gegen einen gewissen Ersatz in Naturalien abnahmen. Die Arbeiten gelangen um so besser, weil sie der Gegenstand einer ungetheilten Aufmerksamkeit waren. Nach und nach entstanden Schneider, Schuster, Bötticher, Töpfer u. s. w. Das Handwerk gieng von dem Vater auf den Sohn über und vervollkommnete sich dadurch immer mehr. Bald kam es dahin, daß die Handwerke höher geschätzt wurden, als die Urbeschäftigungen.

Aber die Menschen vermehrten sich immer mehr. Wie sehr man sich auch scheuen

mochte, eine angewiesene Gränze zu überspringen, so heischte es doch die Noth auf eine unwiderstehliche Weise. Man erstieg ein Gebirge, man wagte sich über einen Fluß, oder längs den Küsten eines Ozeans. Es waren noch andere große Hindernisse zu überwinden, ehe man sich in dem neu entdeckten Lande ansiedeln konnte; aber sie wurden um so leichter überwunden, weil in dem Sieg das einzige Rettungsmittel enthalten war. Die junge Kolonie vergaß das Mutterland nicht so schnell, als sie selbst vergessen wurde. Sehnsucht trieb Einzelne dahin zurück. Sie brachten Proben von der besonderen Vegetazion mit, die sie in dem neuen Lande angetroffen hatten. Das Mutterland wurde auf diese Weise mit neuen Erzeugnissen bereichert. Zwanzig Jahre darauf war eine zweite Aussendung nothwendig. Jetzt wurden schon Bedingungen zum Vortheil des Mutterlandes gemacht. So entstand der erste Verkehr in der Welt unter Verwandten und Befreundeten; denn man muß sich nicht einbilden, daß benachbarte Völker ohne Umstände in Handelsverbindungen treten; da der Nazionalverdacht in ihnen am

meisten rege ist, so treten sie gerade am spätesten mit einander in solche Verbindungen.

Der Handel giebt den Handwerken neues Leben und die Volkszahl nimmt so bedeutend zu, daß man Bedenken tragen muß, sich in die Länge auszudehnen, weil man sonst die Subsistenzbasis mit Wohnungen bedeckt. Es werden neue Wohnplätze gesucht. Eine unfruchtbare Gegend an einem Fluß ist der beste. Hier siedeln sich die Handwerker an, sobald sie eines bleibenden Zusammenhanges mit den Ackerbauern gewiß sind. Die Handwerker bedürfen der gegenseitigen Unterstützung. Zu diesem Ende treten sie in Bündnisse zusammen. Soll der Zweck derselben erreicht werden, so müssen Verabredungen heilig seyn. So entstehen Autonomien. Ihre Bestimmung ist, den Vortheil der individuellen Gesellschaft, welche sich ihnen unterwirft, zu befördern; allein da jede Gesellschaft die ihrige hat, so werden sie dem gemeinen Besten niemals schädlich; die Form einiget wieder, was die Sache in einer bleibenden Trennung würde erhalten haben.

Unterdessen raffinirt ein Jeder auf sei-

nen Vortheil, und die Folge davon ist, daß aus dem einen Handwerk ein zweites, drittes, viertes wird. So entwickelt sich aus dem Schmidt der Schlosser und durch eine Menge von Verwandlungen zuletzt der Gold- und Silberarbeiter. So wird aus dem Tuchmacher, ein Tuchscheerer, ein Färber u. s. w. Lauter Veranlassungen zu neuen Autonomien; aber ohne alle Gefahr für das allgemeine Wohl, weil keiner dem andern Hindernisse von Bedeutung in den Weg legen kann, und weil das neue Bedürfniß den scheinbaren Verlust auf der Stelle in wirklichen Vortheil verwandelt. Wie eifersüchtig auch der Zunftgeist seyn möge; je unerbittlicher er alles, was nicht als anerkannter Genosse in den Zunftkreis gehört, ausstößt, desto mehr trägt er zur Vervollkommung des Handwerks bei, und indem er die Subsistenzbasis des Individuums sichert, wächst die Gesellschaft immer größer an. Gerade dieß unerbittliche Ausstoßen führt zu immer neuen Kombinazionen.

Von den Handwerken erhebt man sich zu den Künsten, von den Künsten zu den Wissenschaften. Auch diese theilen sich wie-

der, indem jedes Individuum eine einzelne Kunst oder Wissenschaft zu bearbeiten beginnt. Ihnen noch mehr Kraft zu ertheilen, geräth man auf den Gedanken, sie in einem Heerd zu vereinigen. So entstehen Kunstschulen und Universitäten. Hier rivalisirt ein Künstler und Doktor mit dem andern so lange, bis aus einem ganzen Lande, ja aus einem ganzen Welttheil Eine Universität wird.

Und diese große Erscheinung kann nur dadurch hervorgebracht werden, daß jeder in der Gesellschaft leben will; daß Gewerbe von Gewerben, Künste von Künsten, Wissenschaften von Wissenschaften gesondert werden; daß diese Sonderung zu einer Verschiedenheit der Stände führt; daß die Gesellschaft dadurch immer größer anwächst und die feindselige und zerstörende Kraft des Selbsterhaltungstriebes gerade durch ihren Anwachs vermindert. Alles scheint chaotisch durch einander zu schwärmen, und alles ist geordnet. Wie bunt durch einander auch die Handwerker in den Hauptstädten wohnen mögen, jeder hat seinen Vereinigungspunkt. Eben so der Künstler und der Gelehrte. Jeder will nur sein Privatglück; aber indem er

es in der Gesellschaft will, ist er genöthigt, auf irgend eine Weise wohlthätig in sie einzugreifen. Mag er noch so sehr auf das Verderben seines nächsten Handwerks- oder Kunstverwandten losarbeiten; es gelingt ihm nie, und um die Gesellschaft macht er sich um so mehr verdient, je mehr sein feindseliges Raffinement zu neuen Kombinazionen führt.

Alles dauert fort; Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Handwerk, Kunst, Wissenschaft unterstützen sich gegenseitig und reisen dadurch zu einer immer größeren Vollkommenheit ungefähr eben so empor, als aus einer dichten Schonung im Verlauf der Zeit durch eine fortgesetzte Reibung ein schöner Wald entsteht.

So entstehen Staaten, die, wenn man sie in ihrem eigentlichen Wesen auffaßt, nichts anderes sind, als das Werk und die Spielräume des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes innerhalb gewisser Gränzen. Nichts ist in ihrer Bildung beabsichtigt; alles macht sich von selbst. Der Punkt, von welchem sie ausgegangen sind, verliert sich

in den Nebel der Vorzeit. Ihr Ende ist nie bestimmbar, es sey denn, daß sie sich durch allzu starke Reibungen in ihrem Innern selbst zerstören. Aber selbst wenn diese Zerstörung erfolgt, verschwindet nur ihr Name, ihre Bestandtheile dauern fort, und mit der höchsten Wahrheit kann man von jedem Volke sagen, daß es ewig sey.

Durch nichts hat die Natur, außer der unbegränzten Fruchtbarkeit, so sehr für die Entwickelung gesorgt, als durch Einschränkung auf ein bestimmtes Terrain. Je kleiner das Terrain ist, desto mehr müssen sich die Menschenmassen, die es bewohnen, in einander drängen, um koexistiren zu können. Die Folge davon ist, daß ein ununterbrochenes Organisiren statt finden muß; und wenn der Zeitpunkt kommt, wo diese Kunst ihre Gränze findet, so zeigt sich in der Regel, daß gerade das am meisten eingeschränkte Volk das stärkste und unwiderstehlichste ist. Um dies noch bestimmter zu zeigen, wollen wir zwei Völker mit einander vergleichen, von welchen dem einen von der Natur ein großes Terrain, dem andern ein durchaus

beschränktes angewiesen ist: die Chinesen und die Engländer.

Man berechnet den Umfang des chinesischen Reichs auf 69,062½ geographische Quadratmeilen und die Bevölkerung desselben auf mehr als 150 Millionen. China ist eine mit vielen Bergen und Flüssen durchschnittene Ebene, welche ihre Abdachung von Westen nach Osten in den großen Ozean hat. Milde des Klima's und Fruchtbarkeit des Bodens stimmen an und für sich den Chinesen zur Passibilität; aber der Hauptgrund derselben ist ohne allen Widerspruch die verhältnißmäßige Unbegränztheit des Landes. Annehmen, daß die Bevölkerung von Einem Punkt ausgegangen sey, heißt aufs wenigste eine willkürliche Hypothese machen: Unstreitig sind auch hier mehrere benachbarte Nazionen in einander gefloßen, welche im Verlauf der Zeit durch gegenseitige Reibung ihre Eigenthümlichkeit verloren haben. Wie dem aber auch sey, so entstand der Grad von Kultur, den wir noch jetzt bei den Chinesen antreffen, nach eben den Gesetzen, welchen die Natur allenthalben folgt. Der Ackerbau mußte um so besser gedeihen, da

der Vater sein Eigenthum, so lange es anging, immer zu gleichen Theilen auf seine Söhne vererbte. Hieraus entstand der erste Überfluß an Arbeitern. Es entwickelten sich Handwerker. Städte wurden erbaut. Die Betriebsamkeit wuchs mit der Volksmenge. Selbst Künste und Wissenschaften blüheten empor. Aber eine durch Klima und Beschaffenheit des Landes angestammte Liebe zum Weichen verhinderte die Zentralität. So geschah es, daß der Chinese sich immer nur neben, nie über seinem Nachbarn ansiedelte. Je größer der Umfang der Städte wurde, desto isolirter ward jedes Handwerk, jede Kunst, jede Wissenschaft. Die Lust zum Handel führte nur zum Betrug, nicht zu jenen großen Kombinazionen, in welchen sich der europäische Handel so leicht und so sicher bewegt. Erfand der Chinese alles einzeln, so wurde er doch nicht zur Zusammensetzung des Erfundenen geführt. Jede Art des Gemeingeistes ging so sehr verloren, daß es weit kleineren Völkern, ohne andere Mittel als persönliche Tapferkeit, möglich wurde, dies ungeheure Volk mit allen seinen Vertheidigungsvorkehrungen zu besiegen. Nie

errang es sich eine allgemein verständliche Schriftsprache, dieses einzige unersetzliche Band, um die Theile eines großen Staatskörpers zu gleichen Zwecken zusammenzuhalten. Der Geist der Regierung blieb zwar ein großmüthiger Geist; aber ohne Bildung, ohne irgend ein Bewußtseyn seiner Bestimmung. Mangel an Raum trieb das Volk zuletzt auf die Flüsse, die es auf Flößen bewohnet; Mangel an Raum führte es zu jener Barbarei, welche neugeborne Kinder ersäuft; Mangel an Raum brachte all' das Elend hervor, welches das ganze Land gegenwärtig drückt; aber nachdem dies Volk durch das ihm von der Natur angewiesene große Terrain einmal im Zuschnitt verdorben war, fand keine Rettung mehr statt; und soll es jemals höher steigen, als bisher geschehen ist, so kann dies nur durch eine Revoluzion geschehen, welche dies Reich theilet und die Volksmenge konzentrirt.

Großbrittannien hingegen hat nur einen Umfang von 6308 geographischen Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 11½ Million. Gebirgig in Scotland und in dem westlichen Theil von England, hat es als

Insel nur Küstenflüsse und Landseen. Äußerst glücklich ist der Boden gegen Meer- und Flußwasser gestellt, so daß er weder an den Küsten von Meeres-Einbrüchen, noch im Innern von den Ergießungen der Flüsse leidet. Dieser Boden ist beinah allenthalben fruchtbar; denn England und Ireland stehen unter West- und Südwestwinden, welche eine befruchtende Seeluft verbreiten; nur Scotland hat eine meistens kalte, aber reine Luft. Metalle hat die Natur versagt, bis auf Blei und Zinn. Ist der Boden arm an Holz, so ist er dafür desto reicher an Steinkohlen und Torf. Bei aller natürlichen Ergiebigkeit bringt er indessen nur die nothwendigsten Produkte hervor. Salz, Wein und Seide fehlen gänzlich. Diese innere und äußere Beschränktheit Großbrittanniens ist der Grund der großen Entwickelung geworden, die seine Einwohner gegenwärtig so sehr auszeichnet. Lange waren diese nur Agrikultoren. Der Überfluß führte zu Handwerken. Durch diese wurden Manufakturen und Fabriken möglich. Die ganze Lage der Insel führte zum Handel; und indem Ackerbau, Fabriken und Handel sich gegenseitig unter-

stützten, gelangte man bald dahin, daß man ferne Weltgegenden aufsuchen mußte, um rohe Stoffe zu erhalten. Ins Ungeheure hätte sich die Bevölkerung dieser Insel verlieren müssen, hätten die mit der Energie allenthalben verbundene Trägheit und eine gränzenlose Gewinnsucht nicht Maschinen erschaffen, um Menschenarme zu ersetzen. Dadurch wurden die Engländer ein eroberndes Volk. Gebrochen in Nordamerika, erhob sich ihre Macht desto furchtbarer in Ostindien, wo sie ein Reich besitzen, gegen welches Großbrittannien eine Kleinigkeit ist. Nichts kann ihnen die Herrschaft zur See streitig machen, sobald sie den ausschließenden Besitz derselben ernstlich wollen. Sie sind nicht im Stande, irgend ein europäisches Volk zn unterjochen; aber sie können jedes von sich abhängig erhalten und ihre fehlerhafte Regierung selbst muß zur Erhöhung ihrer Macht beitragen. Außer der Subsistenzbasis, welche sie in dem Meere besitzen, können sie sich eine neue in eben dem Welttheil verschaffen, von welchem sie bereits ein so bedeutendes Fragment an sich genommen haben; und es ist mehr als

wahr=

wahrscheinlich, daß nicht mehr achtzig Jahre verstreichen, ohne daß Nachrichten aus Pecking ein stehender Artikel in allen europäischen Zeitungen sind.

So groß ist der Unterschied der konzentrirten Macht von derjenigen, welche es bei aller Größe nicht ist! China hat fünf und zwanzig Millionen und 212,504 steuerbare Ackerbauer und ein stehendes Heer von 823,287 Soldaten; aber dies alles ist kein hinlänglicher Schutz für seine Integrität, wenn England die Vernichtung derselben für nöthig halten sollte.

Regierungen.

Die Regierungen sind, im Ganzen genommen, immer, was sie in einem gegebenen Volke zu einer gegebenen Zeit seyn können. Man stelle einen Hottentottenchef neben den Eri-rahai von Otaheti, diesen neben einen Montezuma, diesen neben einen Kaiser von China, diesen neben Peter den Großen oder Selim den II., diesen neben Heinrich den Vierten von Frankreich, diesen neben Friedrich den Zweiten, so hat man in allen die-

sen Individuen die Geschichte der Regierung eines kultivirten Landes, von dem ersten Anfange an, in ihren Hauptepochen.

Es ist daher nichts ungerechter, als wenn man das Verfahren gewisser Fürsten zur Basis des Fürstencharakters überhaupt macht; der Unterschied, welchen die Zeit in diesem Verfahren hervorbringt, ist so groß, daß niemals auch nur eine Ähnlichkeit statt finden kann. Es kann gegenwärtig in Europa eben so wenig einen Karl den Neunten, als einen Heinrich den Vierten geben, und nichts ist abgeschmackter, als Fürsten, welche vor zwei Jahrtausenden gelebt haben, als Muster für jetzt regierende aufzustellen. Besitzt der junge Fürst, der gegenwärtig über Rußland herrscht, Peters des Ersten Energie, so muß er sich wohl in Acht nehmen, ihm nachahmen zu wollen. Beinah hundert Jahre sind zwischen ihm und seinem Ahnen verflossen; diese Zeit kann nichts zurückführen; und gerade um so viel die Bewohner des russischen Reichs sich während derselben entwickelt haben, um eben so viel muß er selbst entwickelter seyn, wenn er mit Erfolg

regieren will. Verkennung dieser Wahrheit hat seinem Vater das Leben gekostet.

Da Staaten das Werk des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes sind und die ewigen Spielräume desselben bleiben, und da die Regierungen zu den Staaten in eben dem Verhältnisse stehen, in welchem das Kombinazionsvermögen zu dem menschlichen Körper stehet; so folgt daraus, daß sie alle nur Eine Bestimmung haben; nämlich die, den Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den einzelnen Massen der Staatsbürger zum Vortheil der ganzen Gesellschaft hinzuleiten.

Wie werden sie dies am besten können?

Ohne Mühe begreift sich, daß, da die Lebhaftigkeit des Selbsterhaltungstriebes im umgekehrten Verhältniß mit der Subsistenzbasis stehet, diese Lebhaftigkeit durch nichts so sehr vermindert werden kann, als durch eine fortgesetzte Erweiterung der Subsistenzbasis.

Diese Erweiterung kann auf eine doppelte Art zu Stande gebracht werden; nämlich, entweder durch Verlängerung, auf dem Wege der Eroberung, oder durch Ver-

stärkung auf dem Wege des Raffinements.

Da das erstere im Ganzen genommen weit leichter ist, als das letztere, so hat man es so lange vorgezogen, als es gegen große Aufopferungen gestattet war. Nur die Furcht des Mißlingens hat hier Schranken setzen können. Aber gerade diese Furcht hat zur Verstärkung der Subsistenzbasis geführt und nach und nach die Überzeugung hervorgebracht, daß eine konzentrirte Macht den entschiedensten Vorzug vor einer nicht konzentrirten habe. Von dieser Zeit an ist es ein Verdienst für Regierungen geworden, neue Quellen des Erwerbes zu eröffnen. Man stößt kein Handwerk, keine Kunst mehr zurück; man ermuntert sie vielmehr alle in gleichem Grade, und denkt unabläſſig darauf, wie man sie so stellen will, daß sie sich einander nicht nur nicht hinderlich, sondern, auch bei einer natürlichen Feindschaft, beförderlich werden können. So weit ist es gekommen, daß man, wenigstens in den meisten Ländern Europas, keine Art von Einsicht mehr fürchtet, und jene römischen Imperatoren, welche die Philosophen aus ihrer

Umgebung vertrieben, lächerlich findet. Das Geheimniß dieser Toleranz besteht eigentlich darin, daß man unabläßig auf die Verbesserung des Ackerbaues bedacht ist, weil er die Grundbasis der Subsistenz ausmacht; daß man Manufakturen und Fabriken begünstigt, indem man alle diejenigen Hindernisse hinwegräumt, welche Kraft genug haben, ihr Emporkommen zu verhindern, und alle diejenigen läßt, welche die Reibung vermehren; daß man auf diese Weise für einen größeren Nazionalreichthum sorget, an welchem jeder thätige Staatsbürger seinen Antheil findet; daß man, endlich, als Grundsatz angenommen hat, dieser Nazionalreichthum habe keine Gränze und könne dadurch ins Unendliche vermehrt werden, daß man alle Staatsbürger mit gleichem Wohlwollen umfasse. Das Regieren ist dadurch zu einer Kunst erhoben worden, die sich selbst durch die größere Macht belohnt. Die Oszillazionen des Antagonismus in den Massen der Staatsbürger dauern fort; aber alle Explosionen verschwinden. Mit der Sklaverei ist der Despotismus entwichen, und die Freiheit

geht ruhig, trotzig sogar, neben der Macht einher.

Bethört durch ein übertriebenes Vertrauen, das man in ihre Einsicht setzte, wagte die Regierung eines großen Landes in dem Herzen von Europa, hiervon eine Ausnahme zu machen; aber nachdem sie die Basis der Subsistenz, mehrere Jahrhunderte hindurch, dem Luxus preis gegeben und sich des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den Massen der Staatsbürger zu ihrem eigenen Vortheil zu bemächtigen gesucht hatte, wirkte der Selbsterhaltungstrieb von vier und zwanzig Millionen Menschen, welche, vermöge dieses verkehrten Verfahrens, die Sklaven einer Million ihrer Mitbürger geworden waren, so fürchterlich auf die Regierung zurück, daß er sie zerschmetterte. Blutig war diese Revoluzion; da aber die Wiederherstellung des Selbsterhaltungstriebes in seine unveräußerlichen Rechte die nothwendige Folge derselben seyn mußte, so organisirte sich der Antagonismus von neuem; und auf diese bessere Organisazion und ihre Fortsetzung beruht die gegen-

wärtige und künftige größere Macht dieses Staats.

Die ganze Erscheinung, die wir französische Revoluzion nennen, hat das hellste Licht auf die Bestimmung aller Regierungen verbreitet, sie mögen Namen haben, wie sie wollen. Diese Bestimmung kann nämlich keine andere seyn, als: Identifikazion der Regierung mit dem Staat zum Vortheil aller Staatsbürger ohne Ausnahme. In der That, jede Identifikazion der Regierung mit dem Staat zu ihrem ausschließenden Vortheil muß, durch den Verfall des Staats, den Untergang der Regierung nach sich ziehen, weil der Staat, den man sich immer als eine Pyramide denken muß, dadurch auf seine Spitze gestellt wird. Hat die Geschichte dies immer gelehrt, so wissen wir jetzt besser als jemals, was den Charakter einer guten Regierung ausmacht. Gut ist nämlich diejenige Regierung, die, indem sie den Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes, welcher die Staaten schaft, nie aus dem Auge verliert, unablässig darauf bedacht ist, ihn zum Vortheil der ganzen Gesellschaft zu leiten. Eine solche Regie-

rung setzt, wenn wir tiefer in die Sache eindringen, den Zustand der Revoluzion als permanent voraus (weil er es wirklich ist) und richtet sich in allen ihren Operazionen nach dieser Voraussetzung; d. h. sie selbst wird revoluzionär, um, durch ein ewiges Organisiren oder Benutzen aller auf eine bessere Anordnung der Sozialverhältnisse abzweckenden Ideen, gewaltsamen Explosionen zuvorzukommen. Selbst ohne mit Worten zu spielen kann man sagen: der Despotismus sey nichts weiter als eine gegenrevoluzionäre Regierung, die, indem sie zu ihrem eigenen Vortheil organisirt, sich nothwendig selbst stürzen müsse, wofern sie nicht, wie der orientalische Despotismus, die Gesellschaft durch Polygamie in ihren Fundamenten untergräbt und die Lebhaftigkeit des Selbsterhaltungstriebes durch Verminderung der Staatsbürger schwächt.

Die Furcht vor einer allzu großen Volksmenge, welche sich in unseren Zeiten sehr vermindert hat, und sich künftig noch weit mehr verlieren wird, beruhte immer auf den Glauben an die Absolutheit der Subsistenzbasis. Von den Zeiten des höchsten

Alterthums an, hatten die athenischen Staatsmänner, nach Platons Versicherung, berechnet, daß die Republik aus zwanzigtausend Bürgern bestehen könnte, die Weiber nicht dazu gerechnet, deren Anzahl man sich der Zahl der männlichen Einwohner Attika's gleich denken muß. Diesem Grundsatz blieb die Regierung getreu, so lange die Republik existirte. Hatten Krankheiten oder Kriege einen beträchtlichen Abgang verursacht, so ersetzte man den Verlust durch Fremde, denen man das Bürgerrecht gab; überstieg dagegen die Volksmenge die durch politische Berechnungen und Gesetze bestimmte Anzahl um ein beträchtliches, so schickte man den Überfluß in die Kolonien oder eroberten Inseln.

Zum Vortheil dieses Verfahrens haben einige sogenannte philosophische Schriftsteller gesagt:

«Das entgegengesetzte Verfahren enthält nur verabscheuungswürdige Methoden, die Zahl der Bettler und Unglücklichen zu vermehren. Hundert Familien im Wohlstande auf einer Quadratmeile sind mehr werth, als dreitausend Neger auf einer Hufe Landes. Kommt es blos darauf an, eine große

Menschenmenge zu erzielen, um sie in Friedenszeiten durch Auflagen zu erdrücken, und sie in Kriegeszeiten auf die Schlachtbank zu führen, so zeigen sich die Folgen eines solchen Unsinns, sobald es einen Kampf um politische Existenz gilt. Zehntausend Griechen waren im Stande, ein ungeheures Perserheer zurückzuschlagen; eine solche Erscheinung ist, Dank sey es den heutigen Finanzministern, in neueren Zeiten nicht wieder erlebt worden.»

So plausibel dies klingt und so wenig man den modernen Finanzministern im Allgemeinen das Wort reden kann, so lassen sich doch folgende gewiß nicht unwesentliche Einwendungen gegen dies Räsonnement machen.

«Hätten die zwanzigtausend Republikaner, deren Demogogen so beispiellos weise waren, den mindesten Begriff von der Unbeschränktheit der Subsistenzbasis gehabt, so würden sie nie zu einer so mangelhaften Verfassung gekommen seyn, als die demokratische war, so wie sie bei ihnen statt fand. Grade diese Verfassung war es, welche sie zu den allerunerträglichsten Aristokraten aller

Zeiten machte. Grausam stießen sie die ärmeren von ihren Mitbürgern aus und ersetzten ihren Abgang durch ein Heer von Sklaven, die sie aus allen damals bekannten Weltgegenden zusammen holten, und nur aus Furcht vor ihrer Überzahl menschlicher behandelten, als Sklaven gewöhnlich behandelt werden. Wo viermal hunderttausend Sklaven existiren können, da sind zweimal hunderttausend Bürger einander nicht hinderlich. Es ist wahr, ein kleines griechisches Heer vereitelte die Invasionspläne eines großen Perserheers; aber wie selten gelingen Invasionspläne? Und was geschah, als Perikles, während des peloponesischen Krieges, die ganze Nazion nöthigte, sich mit allen ihren Sklaven in die Hauptstadt zu flüchten? Für funfzigtausend Seelen noch zu klein, wurde Athen so mit Menschen ausgestopft, daß eine Pest unvermeidlich war. Außerdem entwichen, nach der Angabe des Thuzydides, über zwanzigtausend Sklaven aus den Werkstätten. Beides würde nicht erfolgt seyn, hätte der athenische Staat lauter freie Bürger gehabt; denn für diese hätte es keiner Einschließung in die Mauern einer Haupt-

stadt bedurft. Und fand nicht zuletzt der ganze Staat seinen Untergang in diesem Sklavenheer, das man unablässig erneuerte? Was waren diese Sklaven anders, als die Bettler und Unglücklichen der Republik?»

In der That, es ist lächerlich, wenn man zu einer gewissen Zeit für alle Zeiten festsetzen will, wie viel Einwohner ein Land von einem gegebenen Umfange haben soll. Gesetzt auch, der Ackerbau wäre auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht — was sich nie erweisen läßt —; so ist ja der Ackerbau nicht die einzige Subsistenzbasis. Maltha hat, den Versicherungen der glaubwürdigsten Statistiker zufolge, eine Bevölkerung von achtzehntausend Menschen für jede Quadratmeile. Angenommen, es wären nur zehntausend Menschen für jede Quadratmeile; angenommen sogar, es wären noch weniger, welchen Abfall machen dagegen zwei- bis dreitausend auf die Quadratmeile! Es ist wahr, die Bewohner Maltha's haben den Ozean zu ihrer Subsistenzbasis gemacht; aber wie ergiebig auch Handel und Raub seyn mögen, immer ist dadurch nicht erwiesen, daß in allen denjenigen Ländern, wo

Ackerbau und Handel die einzige Subsistenz-basis sind, die Volksmenge auf höchstens 3000 für die Quadratmeile eingeschränkt werden müsse. In dem alten Ägypten wußte man nichts von solchen Einschränkungen; und doch kannte man daselbst gewiß keine Manufakturen und Fabriken, da die Regierung sich genöthigt sah, den Thätigkeitstrieb der Volksmasse in so zwecklosen Gebäuden, als die Pyramiden sind, zu beschäftigen. Es ist wiederum wahr, daß nicht jedes Land so ergiebig ist, als das alte Ägypten war; aber hat man denn schon ausgemacht, in wiefern der menschliche Gleiß im Stande ist, die Wohlthat eines Nilstroms zu ersetzen? Erwiesen ist, daß man es auch in Deutschland zu zwei Erndten bringen kann, wenn man keinen Gleiß spart. Zwar sind die Versuche, die man in dieser Hinsicht gemacht hat, nur im Kleinen gemacht worden; aber Versuche dieser Art müssen nothwendig auch im Großen gelingen, da man es ganz in seiner Gewalt hat, das Große zu theilen. Auf diese Weise muß es möglich seyn, eine gegebene Domäne zehnfach so hoch auszubringen, als sie ausgebracht wird; und

indem man auf diesem Wege die Grundbasis der Subsistenz (das Pflanzenreich) verstärkt, setzt man sich in den Stand, die Subsistenzbasis überhaupt zu verstärken, indem alle Manufakturen, Fabriken und alles was den Handel Leben und Gedeihen giebt, um so besser gelingen wird, je sicherer es auf den Ackerbau basirt ist.

Nach diesen Bemerkungen hat jede Regierung es in ihrer Gewalt, dem Staat, an dessen Spitze sie steht, einen nicht zu berechnenden Grad von Macht und Stärke zu geben. Es bedarf dazu nur einer Zerstückelung für freie Hände. Daß dies nur allmählig geschehen könne, versteht sich von selbst, weil der Überschuß an Händen, welcher dazu erforderlich ist, nur allmählich gewonnen werden kann. So wie indessen die übrigen großen Eigenthümer mit den Vortheilen bekannt werden, welche die Regierung von dieser Zerstückelung hat, werden sie ihrem Beispiele von selbst folgen. Eine ungeheure Volksmenge muß dadurch entstehen, und nicht nur auf die Agrikultur, sondern auch auf Handwerke, Künste, Wissenschaften wohlthätig zurückwirken. In der That, es kommt

blos darauf an, daß die Menschenmasse durch Verstärkung der Subsistenzbasis vermehrt werde. Alles Übrige findet sich ganz von selbst.

Die Furcht der Regierungen vor einer allzu großen Menschenmasse ist um so ungegründeter, weil die Regierungen es ganz in ihrer Gewalt haben, die größten Menschenmassen unschädlich zu machen. Die moralische Güte des Menschen ist da hinlänglich gesichert, wo alles so angethan ist, daß die sozialen Gesinnungen mit den egoistischen nothwendig im Gleichgewicht stehen müssen, d. h. wo dem Selbsterhaltungstrieb durch eine hinreichende Subsistenzbasis die allzu große Lebhaftigkeit genommen wird. Da, wo man rastlos an der Verstärkung der Subsistenzbasis arbeitet, ist eine Revoluzion, wie die französische, platterdings unmöglich; vorzüglich, wenn man dabei alle Staatsbürger ohne Ausnahme umfaßt.

Dringt man tiefer in diese Materie ein, so überzeugt man sich leicht, daß es in einem solchen Staat keine Bettler geben könne und daß alle Armenanstalten im Grunde nur ein pis aller seyen. Diese Armenanstalten

mögen den humanen Gesinnungen der Regierungen sowohl als der begüterten Staatsbürger zur Ehre gereichen; aber ein Beweis für die Einsicht der Regierungen sind sie deswegen nicht, weil es in jedem gut organisirten Staat wenig, und in dem am besten organisirten gar keine Bettler giebt. Freilich fällt in einem solchen Staate alle Mildthätigkeit, oder, wie man es auch wohl nennt, alle Großmuth weg; allein daran ist sehr wenig gelegen, da die Großmuth der Bürger gegen Bürger immer eine unglückweissagende Erscheinung ist. Nirgend wird diese Großmuth weiter getrieben, als in England; aber gerade dies ist ein Beweis gegen die Güte der englischen Regierung.

Man gehe die Geschichte aller Regierungen durch, und man wird finden, daß die Oberhäupter derselben in eben dem Maaße von ihren Unterthanen verehrt worden sind, in welchem sie sich um die Verstärkung der Subsistenzbasis verdient gemacht haben. Um bei einem neueren Fürsten stehen zu bleiben, so wurde Friedrich der Zweite nicht dadurch das Idol seiner Unterthanen und des ganzen Europa, daß er gute Verse

machte, eine neue Taktik schuf u. s. w.; wie groß diese Verdienste immer seyn mochten, so waren sie im Grunde doch nur Verzierungen des bei weitem größeren, das er sich dadurch erwarb, daß er die Subsistenzbasis in allen seinen Ländern auf jede nur mögliche Weise verstärkte. Hierdurch legte er den Grund zu einem kräftigen Staat, den keine europäische Macht über den Haufen werfen kann, wenn seine Nachfolger in seinem Geist handeln.

Da wo die Regierungen diese ihre erste Bestimmung aus den Augen verlieren, entstehen Stockungen aller Art in dem politischen Körper. Je mehr der Gang der ganzen Maschine darunter leidet, desto eher kommt der Patriotismus zum Vorschein. Folgende Bemerkungen über diesen Gegenstand sind hier um so nothwendiger, da ich es blos darauf anlege, den Patriotismus als Erscheinung zu erklären. Um sie noch eindringlicher zu machen, lasse ich zwei Beispiele vorangehen, in welchen sich der Patriotismus auf ganz verschiedene Weise äußert.

England seufzet bekanntlich unter einer ungeheuren Schuldenlast. Gesetzt nun, der

Herzog von Bedford hätte vier Wochen vor seinem Tode im Parliament also gesprochen:

Mylords und Gentlemen!

»Wir befinden uns, wenn wir aufrichtig seyn wollen, in einer kritischen Lage, welche derjenigen nicht unähnlich ist, die sich jenseits des Kanals vor ungefähr zehn Jahren mit dem Umsturz der alten Regierung endigte. Lassen Sie uns großmüthiger seyn, als man damals in Frankreich war; lassen Sie uns durch Großmuth ein unaussprechliches Unglück verhüten.

»Repräsentanten eines industriösen Volks haben wir bisher immer zu seinem Nachtheil organisirt, und die Folge davon ist die gewesen, daß, gerade so wie in dem ehemaligen Frankreich, der bei weitem größte Theil des Staatsvermögens in unsere nnd unserer Freunde Hände gekommen ist.

»In dieser Lage der Sachen findet keine dauernde Sicherheit statt. Unsere Existenz, welche mit jedem Tage prekärer wird, hat von dem Augenblick an ein Ende, wo uns der Kredit fehlt, der uns, so viel ich davon einsehe, bald fehlen muß, weil wir es nicht lange mehr in unserer Gewalt haben

werden, unsere Staatsgläubiger zu befriedigen. Zwar hat es uns bisher nicht an Palliativen gefehlt, aber die Kunst Palliative zu erfinden, hat, nach allen Erfahrungen, ihre Gränze.

»Ich will Ihnen ein sicheres Mittel vorschlagen. Wer Sie Egoisten, ein Gegensatz von Patrioten, nennen wollte, würde Sie aufs empfindlichste beleidigen. Nun gut, folgen Sie meinem Beispiel und beweisen Sie dadurch, daß Sie wirklich sind, wofür Sie gehalten zu werden wünschen. Ganz Europa weiß, daß ich der reichste Partikulier in England bin; und ich will dem ganzen Europa zeigen, daß mein Reichthum mich nicht abhält, der wärmste Patriot zu seyn. Ich gebe meinem Vaterlande hiermit dreißig Prozent von meinem ganzen Vermögen zurück. Was ich thue, kann nicht für allen und jeden einen Maaßstab abgeben; aber ein jeder, der zehntausend Pfund besitzt, kann wenigstens zehn Prozent davon missen. So tilgen wir den größten Theil unserer Staatsschuld; so söhnen wir das Volk mit dem Parliamente aus; so retten wir eine Verfassung, welcher England so viel verdankt!«

Gesetzt, der Herzog von Bedford hätte also gesprochen und das ganze Parliament, von seinem Beispiel hingerissen, hätte das verlangte Opfer dargebracht und alle übrigen großen Eigenthümer Englands wären in seine Fußtapfen getreten — Wer zweifelt daran, daß das englische Volk den Herzog seinen Schutzengel genannt, sein Parliament gesegnet und allen großen Eigenthümern die Hände geschüttelt haben würde? Wer zweifelt daran, daß das ganze Europa in diese Lobsprüche und Segenswünsche eingestimmt, die englischen Großen die einzigen Patrioten genannt und sich keinesweges gewundert haben würde, wenn der Herzog von Bedford vier Wochen darauf, als Leiche, einen Platz in der Westminsterabtey gefunden hätte?

Gesetzt dagegen, Mylord Addington, der gegenwärtige Premierminister Englands, hätte an dem Tage, wo man die Anklage seines Vorgängers in Vorschlag brachte, also gesagt:

»Wozu einen Minister anklagen, dem die ganze Welt die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er ein Ultrapatriot gewesen ist? Wird denn aus der Tugend immer ein

Verbrechen, wenn ihre Pläne scheitern? Ich gestehe, daß ich die Einsicht weit höher achte, als die Tugend; aber eben dadurch denk' ich auch billiger. Wodurch hat sich denn Herr Pitt an der Nazion versündigt? Etwa dadurch, daß er sie zu der glücklichsten machen wollte? Man sagt, er habe sie in einen Krieg verwickelt, den sie vermeiden konnte. Woher weiß man aber, daß dieser Krieg zu vermeiden war? Einmal angefangen, mußte er mit Nachdruck fortgesetzt werden, und alles, worauf der Premierminister zu sehen hatte, war: daß die Nazion nicht darunter litt. Oder hat diese etwa gelitten? Man spricht von einer ungeheuren Schuldenlast. Was hat es denn damit auf sich? Ist nicht eben diese Schuldenlast ein Beweis von unserem ungeheuren Reichthum? Wem ist denn die englische Nazion schuldig? Etwa einem Andern als sich selbst? Wo so etwas statt findet, ist kein reelles Unglück vorhanden. Der Gebrauch bestimmt der Werth der Dinge. Auch das Geld hat keinen absoluten Werth. Wer jährlich tausend Pfund zu seiner Subsistenz gebraucht, besitzt in fünfhunder Pfund tausend, sobald der Preis aller zum Leben

erforderlichen Dinge so sehr herabgesetzt ist, daß er mit fünfhundert eben so weit reichen kann. Eine solche Herabsetzung haben wir ganz in unserer Gewalt, ohne daß irgend ein Individuum dabei gekränkt wird, es sey denn, daß es albern genug wäre, einen Vorzug darin zu finden, daß es in und außerhalb England von ihm heißt: Es besitze so und so viel tausend Pf. Sterling. Gut! bringen wir diese Herabsetzung, die in sich selbst so leicht ist, wirklich zu Stande. Jeder, der ein Vermögen von zehntausend Pfund Sterl. besitzt, gebe davon zehn Prozent in Stocks ab, und diese Abgabe steige nach Verhältniß des Vermögens bis auf 25 P. C. Die eingereichten Stocks sollen von einer besonders dazu ernannten Kommission zerschnitten und in diesem Zustande dem Einreicher zurückgegeben werden, damit er sich überzeuge, daß er auf keine Weise betrogen ist. Dafür nun sollten die Auflagen gerade um so viel vermindert werden, als sie bisher erhöht werden mußten, um die Summe der Interessen aufzubringen. Erleichtert wird durch diese einfache Operazion die Subsistenz der arbeitenden Klasse; und die der genie-

ßenden in nichts vermindert, weil sie alles wohlfeiler hat. Waren es denn nicht gerade die hohen Taxen, welche uns diese Theurung zu Wege brachten, und haben die großen Eigenthümer nicht auch das Ihrige zur Bestreitung der Staatsausgaben beigetragen? Es ist wahr, seitdem England nicht mehr in dem Besitz des Alleinhandels ist, kann es die Preise nicht mehr nach Belieben machen; aber was verschlägt dies, wenn wir anders organisiren? Die Herabsetzung der Taxen bringt uns in den Stand, alle unsere Produkte wohlfeiler zu geben; und unsere Industrie muß dabei bleiben, was sie jemals gewesen ist. Nein, Herr Pitt hat sich auf keine Weise an der Nazion versündigt, wenn die großen Eigenthümer Einsicht genug haben, um zu begreifen, daß das Geld keinen absoluten Werth hat; ich glaube sogar, es werde sich bei der von mir in Vorschlag gebrachten neuen Organisazion bis zur Evidenz zeigen, daß Herr Pitt die englische Nazion durch den Krieg mit Frankreich wesentlich bereichert hat. Fort mit allen Vorurtheilen, die uns so leicht zu einer Ungerechtigkeit verleiten und in den Augen des denkenden

Theils von Europa lächerlich machen könnten!«

Gesetzt, Herr Addington hätte also gesprochen und das Parliament hätte seinen Vorschlag angenommen, so würde sich ganz Europa mit England vereinigt haben, ihm das Prädikat eines einsichtsvollen Ministers beizulegen; von Patriotismus aber wäre so wenig die Rede gewesen, daß Mehrere erklärt haben würden: Sie begriffen nicht, wie die fünf Spezies, in welchen Herr Addington sehr bewandert schiene, mit dem Patriotismus zusammentreffen sollten.

Und dennoch konnte Herrn Addingtons Vorschlag eben sowohl ein patriotischer seyn, als jener des Herzogs von Bedford.

Es giebt offenbar zwei Arten des Patriotismus, von welche man die eine den Patriotismus der Tugend — noch richtiger den Patriotismus des Instinkts — die andere den Patriotismus der Einsicht nennen kann. Beide treten dann zum Vorschein, wenn die Staatsmaschine ins Stocken geräth; beide wollen helfen; beide helfen wirklich, nur mit dem Unterschiede, daß der Patriotismus des Instinkts in den meisten Fällen

seines Zwecks verfehlt, während der Patriotismus der Einsicht immer zum Ziel gelangt.

Da beide ihren eigenthümlichen Charakter haben, so ist es der Mühe werth, ihn genauer zu zeichnen.

Der Patriotismus des Instinkts ist vorlaut und lärmend. Da ihm die Einsicht fremd ist, so hat er es nur immer mit den nächsten Ursachen zu thun, welche die Stockungen in der Staatsmaschine hervorgebracht haben. Diese sollen und müssen fort, es koste was es wolle. Die Tugend ist sein großes Wort; sie soll zu einer besseren Organisazion führen; sie soll bessere Sozialverhältnisse gebären. Trüge man ihm das Geschäft auf, den alten Schaden auszubessern, so würde er nur zerstören. Frankreich hat dies während der Schreckensperiode am fürchterlichsten erfahren. Robespierre war der erste Patriot aus Instinkt, den es je gegeben hat; aber welcher blutige Patriot war er! Hätte er Kombinazionsvermögen genug gehabt, um alle die Schwierigkeiten, welche sich einer besseren Organisazion in seinem Vaterlande entgegenstellten, mit Leichtigkeit zu heben; so würde er, als Oberhaupt des Wohlfahrts-

ausschusses, eben so menschlich geblieben seyn, als er als Advokat von Arras war; da es ihm aber an diesem Grad von Einsicht fehlte, so mußte er grausam werden und zuletzt mit dem Bewußtseyn seiner Tugend unter den Dolchen der Furcht fallen. Schwerlich giebt es ein größeres Elend, als welches dann entsteht, wenn Patrioten dieses Schlages die Regierung eines großen Landes überlassen wird; aber da, wo sie blos schreien, sollte man, in der sicheren Voraussetzung, daß ihr Geschrei einen hinreichenden Grund habe, ihre Stimme eben so wenig verachten, als der Steuermann die der Möwen. Böse meinen sie es nie, und wohlthätig sind sie, so lange man ihnen nicht die Kur überläßt, welche sie, wie schlechte Ärzte, immer mit dem Messer verrichten. Sie bestrafen ist hart; so mit ihnen verfahren, wie Karl der Zwölfte mit Patkul verfuhr, ist abscheulich. Selbst die Geschichte des Orients beweiset, daß sie auf dem Wege der Gewalt nicht auszurotten sind.

Der Patriotismus der Einsicht hingegen ist still und sanft. Ganz unmerklich treibt er seinem Ziele zu, welches er nicht selten in

eben dem Augenblick umfaßt, wo es die Patrioten aus Instinkt voll Verzweiflung aufgeben. Sein eigentliches Geschäft ist, den instinktartigen Patriotismus überflüssig zu machen, den er niemals achten kann, den er aber verzeihlich findet.

Aus diesen Bemerkungen folgt, daß eine patriotische Regierung den Patriotismus der Regierten — nicht unterdrückt, aber durchaus nicht entstehen läßt. Wenden wir dies auf die alten Verfassungen an, so sehen wir leicht ein, daß sie gerade dadurch schlechtere Verfassungen waren, daß sie der Unterstützung des Patriotismus immer und ewig bedurften, und daß es folglich unsinnig ist, sie, dieses Bedürfnisses wegen, wie sehr häufig geschieht, für bessere Verfassungen zu halten. Ich werde über diesen Gegenstand in der Folge noch mehr beibringen. Gegenwärtig bemerk' ich nur: daß eine patriotische Regierung nie verfehlt, Patrioten für den Nothfall zu erziehen, d. h. wenn es darauf ankommt, ein Land vor Invasionen zu sichern. Wo kann der Selbsterhaltungstrieb heftiger wirken, als da, wo man ihm gewaltsam entreißen will, was ihm zukommt?

Der gröbste Eigennutz ist der kräftigste Patriotismus in Vaterlandsvertheidigern.

Um mich über das oft gebrauchte Wort: Organisiren so bestimmt als möglich zu erklären, bemerk' ich, daß ich unter Organisiren in Beziehung auf den Staatskörper nichts weiter verstehe, als: die einzelnen Theile desselben so stellen, daß sie einander nicht hinderlich werden, und daß die Basis der Subsistenz nicht nur für alle zureicht, sondern auch durch alle verstärkt werden muß. Diese Kunst ist gegenwärtig nicht schwer, da die Formen bereits in einem hohen Grade der Vollkommenheit gegeben sind und die Regierung blos darauf zu sehen hat, daß sie gehörig ausgefüllt werden. Wo aber diese Aufmerksamkeit fehlt, da findet nothwendig eine Desorganisazion statt, die, wie unbedeutend sie auch im ersten Anfang seyn mag, mit der Zeit nothwendig gefährlich werden muß. Hierüber in der Folge mehreres! Es wird sich alsdann zeigen, daß, wenn gewisse Gebrechen einmal überhand genommen haben, die Heilung oft unmöglich wird.

Regierungsformen.

Verliert die Regierung ihre Bestimmung aus den Augen und bemächtigt sie sich des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den Massen der Staatsbürger zu ihrem ausschließenden Vortheil, so entsteht zuletzt eine Revoluzion. Der Zweck derselben ist immer eine bessere Regierung. Bisweilen glaubt man indessen, der Fehler habe in der bisherigen Regierungsform gelegen. Alsdann findet eine Veränderung derselben statt. War sie eine republikanische, so geht man zu einer monarchischen; war sie eine monarchische, so geht sie zu einer republikanischen über. Wie man auch die Unterabtheilungen dieser beiden Formen machen möge, immer bleiben sie die Hauptformen; denn, da einmal eine Regierung statt finden muß, so kann sie nur in eine spitze oder in eine stumpfe Ecke auslaufen.

Seit mehreren Jahrtausenden hat man darüber gestritten, welche von beiden Formen die bessere sey. Den Streit zu endigen, hat man in neueren Zeiten gesagt: Jede sey gleich gut; es komme blos darauf an, welche

von beiden ihre Bestimmung am besten erfülle. Sonach wäre freilich der Streit entschieden. Aber es bleibt noch immer die Frage übrig, welche von beiden Formen sich mit der Bestimmung aller Regierung am besten verträgt; und diese Frage wird am besten durch die Geschichte beantwortet.

Vor wenigen Jahren setzte man in Frankreich an die Stelle eines Monarchen, vermöge eines Repräsentazionssystems, einen Volkssenat von ungefähr achthundert Individuen. Regieren war die Bestimmung dieses Volkssenats. Bald zeigte sich, daß die Einsicht dieser achthundert Individuen, von welchem jedes einzelne Ludwig dem Sechzehnten an Kombinazionstalent übertraf, in ihren Resultaten gleich Null war, blos weil sich die große Gesellschaft niemals einigen konnte. Da hieraus eine förmliche Anarchie entsprang, so sah sich der Volkssenat genöthigt, die wichtigsten Regierungsangelegenheiten Ausschüssen zu übertragen, die er aus seinem Mittel wählte. Diese Ausschüsse erhielten eine unumschränkte Machtvollkommenheit mit der Bedingung, daß sie sich ihres Ursprungs immer bewußt bleiben sollten.

Gleichwohl wurde diese Machtvollkommenheit auf das fürchterlichste gemißbraucht, bis sich der Mißbrauch zuletzt sogar auf die Gesellschaft ausdehnte, von welcher die Gewalt selbst ausgegangen war. Jetzt wurde sie erst eingeschränkt und zuletzt abgeschafft. Die Gesellschaft, welche den Volkssenat ausmachte, konstituirte sich anders. An die Stelle der Regierungsausschüsse trat ein aus fünf Individuen bestehendes Direktorium, welches die höchste gesetzgebende und vollziehende Macht in sich vereinigte. Die Ordnung war jetzt umgekehrt; aber die Erfolge in Beziehung auf Regierung blieben dieselben. Die scheußliche Anarchie, welche daraus entstand, dauerte bis zu Ankunft eines Mannes, der, nachdem er in den Heeren der jungen Republik sehr auffallende Beweise von seinem Talent zum Organisiren gegeben hatte, keine Mühe fand, unter dem Titel des ersten Konsul an die Stelle des Direktoriums zu treten. Den Wahn zu retten, daß eine republikanische Regierung in eine stumpfe Ecke auslaufen müsse, gesellte er sich, unter dem Titel der zweiten Konsuln, zwei Gehülfen zu; aber wie geschickt er auch einem temporären National-

vorurtheil durch dieses Verfahren schmeicheln mochte, so war es doch von diesem Augenblick an entschieden, daß die Regierung eines großen Reichs, gleich dem rechtwinklichten Dreieck, in eine Spitze auslaufen müsse, und daß es abgeschmackt sey, die Basis derselben zur Spitze machen zu wollen; oder mit anderen Worten: daß, da man das größte Vertrauen nur in Einen setzen kann, es albern ist, es auf Mehrere auszudehnen.

Es gab eine Zeit, wo der Unterschied zwischen Republik und Monarchie gar nicht so angegeben wurde, wie er gegenwärtig bestimmt zu werden pflegt. Die spanischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts sprechen immer von der großen Republik Karls des Fünften; Monarchie, Staat und Gemeinwesen ist bei ihnen durchaus einerlei. Woher kommt dies? Man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, die spanischen Schriftsteller jener Zeiten hätten auch nur eine Ahnung von einer vollkommenen Vereinigung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Macht in der Person des Monarchen gehabt. Ihr Sprachgebrauch rührt vielmehr daher, daß, vermöge des damals

in Europa bestehenden Feudalsystems, die gesetzgebende Macht von der vollziehenden durchaus getrennt und dadurch alle Monarchien den Republiken näher verwandt waren; und da sich die gesetzgebe Macht gerade in den Händen der Stände befand und diese es daher immer in ihrer Gewalt hatten, die vollziehende auf jede Weise zu beschränken, so nannte man einen Staat weit richtiger eine Republik, als eine Monarchie. In Spanien war dieser Sprachgebrauch um so mehr gerechtfertigt, weil die Kortes (Stände) auf ihre Vorrechte desto eifersüchtiger wurden, je mehr man sie zu schmälern begann.

Das Wesen der Republik besteht eigentlich in einer Trennung der höchsten gesetzgebenden Macht von der höchsten vollziehenden. Aus diesem Grunde ist, wie Hume sehr richtig bemerkt, England, seitdem es sich seine letzte Konstitution gegeben hat, bei weitem mehr eine Republik, als eine Monarchie. Fragt man nun, worin die Vorzüge der englischen Regierungsverfassung eigentlich bestehen, so ist die Frage weit schwerer zu beantworten, als es den Meisten scheint. Leugnen kann man freilich nicht, daß England

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dieser Verfassung große Vortheile verdankt; aber beweiset dies das Mindeste für die allgemeine Güte derselben? Nach China versetzt, würde diese gepriesene Verfassung nur zerstören. Jede Republik führt große Gebrechen mit sich, welche aus der Trennung der Gewalten entstehen. Überhaupt kann man annehmen, daß die höchste Macht am wenigsten zum Mißbrauch verleitet; eine Wahrheit, die man zu allen Zeiten geahnet hat, aber immer allzu ungeduldig gewesen ist, in ihrer Verklärung zu erwarten. Gerade dieser Ungeduld verdanken alle Republiken ihre Entstehung. Durch Beschränkung der Macht glaubte man dem Despotismus zu entrinnen, und lief ihm gerade dadurch in die Arme. So liegt es in der Natur der Sache, daß die Unterdrückung in Republiken immer größer ist. Selbst mit dem besten Willen, den Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den Massen zum Vortheil der ganzen Gesellschaft hinzuleiten, vermag es die Regierung nicht, eben weil sie durch die Trennung der Gewalten daran verhindert wird. Durch eine harte Gesetzgebung sucht sie Anfangs die Wider-

sprüche zu heben, in welche sie mit sich selbst geräth; aber da sie auch auf diesem Wege immer hinter ihren Wünschen zurückbleiben muß, so giebt die gesetzgebende Macht der ausübenden zuletzt immer Gelegenheit, sie in sich aufzunehmen; und weil sie dies nie auf eine gute Art thut, so entsteht ein unerträglicher Despotismus, der nicht selten das ganze Staatsgebäude in seinen Fundamenten untergräbt. Die schrecklichste Erfahrung dieser Art hat, im Alterthum, das römische Reich, in neueren Zeiten, Spanien gemacht, welches sich unstreitig niemals von der Erschöpfung erholen wird, welche der Kampf der gesetzgebenden mit der vollziehenden Gewalt nach sich zog.

Bestände das Wesen einer republikanischen Regierung darin, daß sie, vermöge der ihr vorgeschriebenen Formen, sich mit dem ganzen Staat, an dessen Spitze sie steht, identifiziren müßte, so gäbe es unstreitig keine vollkommnere. Da sie aber, gerade durch die Trennung der höchsten gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt an dieser Identifikazion am meisten gehindert wird, so wird die monarchische, welche durch nichts in

der Welt daran verhindert wird, einen ewigen Vorzug vor ihr behalten. Gemeine Wesen werden schon jetzt weit mehr in Monarchien als in Republiken angetroffen; und künftig wird dies noch weit mehr der Fall seyn. Es klingt sonderbar, aber es wird nicht immer so klingen, daß der höchste Grad bürgerlicher Freiheit nur da zu suchen ist, wo der höchste Grad gesetzmäßiger Gewalt angetroffen wird; der Grund ist kein anderer, als daß die höchste gesetzmäßige Gewalt den wenigsten Versuchungen zur Übertreibung unterworfen ist. Jetzt schon trifft man die meiste Moralität, d. h. die meiste Achtung vor Sozialverhältnissen in Monarchien an, und dies muß nothwendig zunehmen. Selbst die Monarchen müssen immer moralischer werden, je mehr ihr Machtkreis sich erweitert. Wer hat jemals über die Immoralität der chinesischen Kaiser Beschwerden führen gehört? Man könnte sagen: diese Immoralität ist nicht bis zu uns erschollen. Aber warum sind wir von der Immoralität so vieler anderer Fürsten belehrt, die uns nicht näher sind? Der Grund kann also nicht in der Entfernung liegen, sondern muß

darin gesucht werden, daß das Vertrauen der Chinesen zu ihren Fürsten immer unbegränzt gewesen ist.

Hieraus würde folgen, daß man das Vertrauen zu dem Monarchen nicht zu weit treiben könnte. Wozu alsdann aber alle Verfassungsurkunden?

Es gab eine Zeit, wo sie gar nicht statt fanden; es war die Zeit, wo die Schreibekunst entweder gar noch nicht erfunden, oder noch nicht auf dergleichen Gegenstände angewendet war, und folglich Verträge dieser Art, so wie alle übrigen Verträge, mündlich abgeschlossen werden mußten. Als endlich schriftliche Verfassungsurkunden statt finden konnten, verdankten sie ihre Entstehung dem Argwohn, daß der Regent sich des Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den Massen der Staatsbürger zu seinem ausschließenden Vortheil bemächtigen könnte; denn zu allen Zeiten haben die Völker auf Identifikazion der Regierungen mit dem ganzen Staat gedrungen. Da man keinen klaren Begriff von diesem Antagonismus hatte, so glaubte man, Schwarz auf Weiß habe in dem großen Verhältniß

der Regierten zu den Regenten eine eben so bindende Kraft, als in den kleineren Verhältnissen der Privatpersonen. Die Regenten versprachen zwar die Forderungen der Staatsbürger zu erfüllen, weil auch sie keinen Begriff von diesem Antagonismus hatten; aber zu keiner Zeit stand es in ihrer Macht, ihr Wort zu halten, weil sich die Massen um so mehr vermehrten, je mehr sie ihrer Bestimmung gemäß handelten, und ihre Macht dadurch gegen ihren Willen anwuchs.

Dies wird auch künftig der Fall seyn; und wie lange auch dergleichen Verfassungsurkunden das Steckenpferd gewisser Nazionen bleiben mögen, so werden sie doch von dem Augenblick an ganz verschwinden, wo man sich überzeugen wird, daß höchste Macht der Regenten und höchste Freiheit und höchstes Glück der Unterthanen innig und unzertrennlich mit einander verbunden sind. Diese Überzeugung kann nur die Zeit geben. Indessen weiset alles, was im verflossenen Jahrhundert geschehen ist, auf eine unverkennliche Art darauf hin, daß sie nicht immer ausbleiben werde. Immer weniger Ursach werden die Regierten finden, sich über Usurpazion zu

beklagen; immer weniger werden die Regenten sich über Ungehorsam beschweren. Durch die Massen wird eine völlige Aussöhnung und mit ihr eine Identifikazion der Regenten mit den Regierten bewirkt werden. Nichts werden die Völker geben; nichts die Könige empfangen. Alles wird sich auch hier von selbst machen; und zwar um so geschwinder, je schneller die Massen anwachsen.

In der That, es giebt keine grundlosere Befürchtung, als welche einzelne Monarchen aus der französischen Revoluzion geschöpft haben. Derjenige von ihnen, welcher zu sagen pflegte: Dies Jahrhundert sey nicht das Jahrhundert der Könige, befand sich in einem großen Irrthum. Die Vollendung der französischen Revoluzion wird diesen Irrthum aufdecken. Vollendet ist diese Revoluzion von dem Augenblick an, wo die Monarchie in Frankreich förmlich wieder hergestellt ist; eine Wiederherstellung, welche nicht lange mehr ausbleiben kann, weil eine Nazion von dreißig Millionen Menschen sich nur in den liberalen Formen der Monarchie mit Vergnügen bewegen kann, nachdem sie ihre Rechte vindizirt hat. Die Republik ist

in unseren Zeiten nur der Schmelztiegel, in welchem die Monarchie sich reinigt, und es ist gewiß nicht wenig zu bedauern, wenn die großen Formen der Monarchie in die kleinen der Republik auf eine Zeitlang untergehen müssen, um sich allmählig wieder zu erneuern.

Man spricht noch jetzt bisweilen von einer gemäßigten Monarchie; aber das ist albern, weil alle wahre Monarchien an und für sich gemäßigt sind. Laufen die orientalischen Regierungen auch in eine Spitze aus, so ist dies ein unverdienter Zufall. Für Staaten, welche auf Polygamie basirt sind, passen Barrere's herbe republikanische Formen. Auch gehören sie daselbst zu Hause. Die Thronfolge ist zwar erblich in der männlichen Linie des osmanischen Hauses, aber doch mit der Wahl des Individuums verbunden. Selbst als Despot ist der türkische Kaiser auf mancherlei Weise eingeschränkt: durch den Koran, durch die große Gewalt des Großvessiers, durch das Fetfah des Großmuphti, durch die Vorrechte der Pascha, durch die Ränke des Serails; nicht einmal vor Absetzung und Strangulirung

ist er sicher. Für Staaten dieser Art paßt der Begriff von Monarchie eben so schlecht, als für Republiken in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts. Alle Despotien, sie mögen Namen haben wie sie wollen, müssen mit der Zeit in Monarchien untergehen. Zwar kann eine Regierung, wie die türkische ist, nicht durch sich selbst verwandelt werden, weil Polygamie — ein diamantener Pfeiler — ihre Form für immer fixirt; aber ihr bestimmtes Loos ist, verschlungen zu werden. Pohlen ist verschlungen worden, weil es auf Sklaverei basirt war; die ottomannische Pforte ist noch weit schlechter basirt, weil Polygamie ihre Grundlage ist. Ihr steht also Pohlens Schicksal bevor, es mag erfüllt werden, wenn es wolle.

Stritt man ehemals über den Vorzug der Wahlreiche vor den Erbreichen, oder umgekehrt; so muß dieser Streit immer mehr wegfallen, als er es jetzt schon ist. Denn das zum Regieren erforderliche Maaß von Einsicht wird durch die Zeit gegeben, in welcher der Regent lebt, und wir sind in der Zeit zu weit vorgerückt, als daß ihm von diesem Maaß das Mindeste vorenthalten

werden könnte. Mit der höchsten Wahrheit kann man sagen, daß der neue Regent seine Vorgänger, wo nicht an Talenten, doch wenigstens an Einsichten übertreffen müsse, blos weil er der Zeit nach später vorhanden ist. Nur auf den Fall, daß der Thronfolger in den Hauptorganen des Menschen, vorzüglich aber in dem Bildungsorgan gebrechlich ist, kann eine Ausschließung von der Regierung statt finden; alle übrigen sogenannten Mängel oder Fehler bedeuten nichts. Wahlen also, welche nicht durch organische Gebrechen begründet sind, müssen für unstatthaft erklärt werden. Wahlreiche sind um so schlimmer daran, weil die Regentenwahl da, wo sie durch das größte Verdienst bestimmt werden soll, nothwendig immer zu Bürgerkriegen führt, welche die Entwickelung einer Nazion nur scheinbar befördern, weil sie immer mit einer Verminderung der Volksmenge verbunden sind.

Religion; Moral.

Nach den großen Erscheinungen, die wir bisher erklärt haben, werden sich diejenigen Erscheinungen, welche, so lange es Staaten und Regierungen giebt, immer damit in Verbindung standen, ohne große Mühe auf eine ähnliche Weise erklären lassen. Wir machen den Anfang mit Religion und Moral.

Man hat allenfalls eine erträgliche Geschichte der jüdischen, christlichen, muhamedanischen Religion; aber man hat bis jetzt noch keine Geschichte der Religion überhaupt, ob es gleich in der Natur der Sache liegt, daß die eben genannten Religionen nur Entwickelungen früherer sind. Vielleicht ist eine zusammenhängende Geschichte der Religion durchaus unmöglich, weil das, was in derselben faktisch ist, nicht früh genug hat aufgezeichnet werden können; aber bis zu einem gewissen Grade ergänzen würde sich eine solche Geschichte immer lassen. Indem ich hier den Umriß einer Religionsgeschichte gebe, folg' ich den Beobachtungen der zuverlässigsten Reisebeschreiber eben so sehr, als den

Aufschlüssen, welche die Geschichte über diesen wichtigen Gegenstand giebt.

Man hat bemerkt, daß alle diejenigen Völker oder vielmehr Völkerschaften, welche noch in kleinen, von einander unabhängigen Gesellschaften leben, durchaus keine religiösen Begriffe, sondern, an der Stelle derselben, nur Furcht vor gewissen Naturerscheinungen haben. So sind z. B. die Hottentotten und Kaffern, nach le Vaillants Beobachtungen, durchaus frei von aller Religion, in dem Sinne, worin man dies Wort gewöhnlich nimmt; aber durchaus nicht frei von Befürchtungen aller Art. Diese Furcht nun ist bei verschiedenen Völkerschaften nach den Gegenständen verschieden, welche sie hat; aber in ihrem Wesen ist sie immer eine und dieselbe. Dies hat folgenden Grund:

Indem die Natur den Selbsterhaltungstrieb in den Menschen legte, verband sie damit eine Ahnung, vermöge welcher er alles fürchten sollte, über dessen Schädlichkeit oder Unschädlichkeit er noch nicht belehrt wäre; eine Verbindung, welche um so nothwendiger war, weil die Natur, wenn sie dem Menschen an der Stelle der Furcht den

Muth (der in seine Bestandtheile aufgelöst, immer nur eine überwundene Furcht ist) anerschaffen hätte, nicht nur auf alle ihre edukatorischen Zwecke hätte Verzicht leisten, sondern sich auch die Zerstörung ihres eigenen Werks gefallen lassen müssen.

Vermöge dieser primitiven Furcht nun, ist für den Menschen alles Gegenstand der Befürchtung, dessen Kraftumfang die Erfahrung noch nicht ausgemittelt hat; und hierin bleibt sich der Mensch zu allen Zeiten gleich, nur mit dem Unterschiede, daß der Gegenstände der Befürchtung für den kultivirten weniger sind, als für den rohen, welcher ohne Ausnahme alles fürchtet und diese Furcht nur in dem Maaße überwindet, in welchem er durch den Selbsterhaltungstrieb dazu gezwungen wird.

Den Ausdruck dieser Furcht hat man zu allen Zeiten Religion genannt, indem der Kultivirtere mit diesem Worte immer den Begriff des Aberglaubens verbindet; Religion und Superstizion sind bei römischen Schriftstellern in dem Begriff gar nicht getrennt. Der Ausdruck selbst ist immer verschieden gewesen, je nach der Beschaffenheit des Lan-

des, in welchem der religiöse Mensch lebte, oder der Masse von Erfahrungen, die er eingesammlet hatte. Selbst die Fetischanbeter sind noch unter einander verschieden, je nachdem Pflanzen oder Thiere, oder Naturerscheinungen wie brausende Meere, sprühende Vulkane, Gewitter und dergleichen, Gegenstände ihrer Anbetung sind. Allenthalben, wo er Bewegung bemerkt, das Lebendige vorauszusetzen gewohnt und immer die bewegende Kraft nach der Wirkung abmessend, geräth der Mensch auf einem sehr natürlichen Wege zur Voraussetzung höherer, d. h. ihm an Kraft überlegener Wesen. Dies ist der Ursprung aller Theologie.

Verweilen wir hier einige Augenblicke, um in das Innerste der Religion einzudringen.

So wie die Gesellschaft, wo wir sie uns auch immer denken mögen, anwächst, entstehen Sozialverhältnisse, Institutionen, Wächter derselben sogar; aber an eine vollziehende Macht ist noch nicht zu denken, weil die Gesellschaft noch allzu klein ist und eben deswegen Bedenken trägt in demjenigen, der ihr Regent ist, einen Beherrscher zu erkennen.

Die Folgen dieses Mangels an vollziehender Macht sind: häufige Verletzungen der vorhandenen Sozialverhältnisse und Institutionen. Das Bedürfniß derselben steigt mit der Zunahme der Gesellschaft. Die Regierung wählt und verwirft, bis sie endlich auf den glücklichen Einfall geräth, die Furcht der Individuen vor unbegriffenen Naturerscheinungen zum Vortheil der ganzen Gesellschaft zu verbrauchen. Von nun an giebt es Schamanen (wie in Sibirien), Fetischirer (wie in Afrika), Angekoke (wie in Amerika); kurz an die Seite des Moses tritt ein Aaron, der sich brüderlich mit ihm zur Aufrechthaltung der gemachten Institute oder gegebenen Gesetze verbindet. Dieser Aaron versteht von den Naturerscheinungen, die er sozialen Zwecken gemäß erklärt, nicht mehr und nicht weniger, als seine Landesleute; aber er wirkt um so wohlthätiger, je weniger er davon versteht; denn dies setzt ihn in den Stand, die Furcht mit desto größerem Nachdruck zu unterhalten. In der That, es ist hart, wenn man in jedem Schamanen, Fetischirer, Jongleur, Priester, einen Betrüger erblickt; ist er es, so ist er ein betrogener Betrüger, und

dies muß uns mit ihm aussöhnen. Kurz: die Religion ist in ihrem ersten Ursprung koerzitive Gewalt, Polizei, oder welchen anderen ähnlichen Namen wir ihr geben wollen.

Diese Bestimmung behält sie; nur veredelt sie sich, indem die angebohrne Unwissenheit des Menschen nach und nach verschwindet. Selbst der Wilde kommt dahin, die Klapperschlange, den Elephanten, oder was sonst noch wegen seiner Furchtbarkeit ein Gegenstand seiner Anbetung ist, zu besiegen, zu seinen Zwecken zu verbrauchen. Jetzt lacht er des Irrthums seiner Väter, und diese Freigeisterei nöthiget die Priester, die Gegenstände der Anbetung zu verändern.

An die Stelle der furchtbaren Thiere treten bewegende Kräfte in unsichtbare Körper eingeschlossen; aber auch dieser Irrthum verschwindet, so wie sich die Gesellschaft vermehrt und durch eine vollkommnere Organisazion derselben jene Muſse entsteht, welche die Philosophen bildet, d. h. jene Individuen, welche, von der Theilnahme an den Staatsgeschäften ausgeschlossen oder sich selbst ausschließend, keinen anderen Beruf fühlen,

als

als den, die Gesetze der nächsten physischen Erscheinungen zu beobachten.

Die Priesterschaft sieht sich auf diese Weise, nach und nach, genöthigt, die Erde zu verlassen, und die Gegenstände der Anbetung unter den Himmelskörpern zu suchen. So entsteht die Sternanbetung, oder die Religion der Sabier, welche erst einzelne Sterne, dann mehrere und zuletzt das ganze Sternenheer umfaßt. Aber je interessanter diese Art von Anbetung ist, desto eher verliert sie sich erst in Astrologie und zuletzt in die erhabenste aller Wissenschaften, die Astronomie.

Das Bedürfniß der koerzitiven Macht dauert indessen immer fort. Man vermischet Himmel und Erde in einem Polytheismus; aber die Masse der Einsichten ist bereits allzu sehr vermehrt, als daß man diesem Polytheismus noch allgemeine Verehrung verschaffen könnte.

Selbst die Bilderanbetung, zu welcher man seine letzte Zuflucht nimmt, hält nicht lange vor.

Um dem Streit ein Ende zu machen, in welchen die Philosophen mit der Priesterschaft

gerathen sind, gelangt man endlich zu dem Gedanken, die koerzitive Macht der Religion durch eine bessere zu ersetzen; und in der Darstellung desselben durch den Umfang und die Größe der Gesellschaft begünstigt, bringt man eine Landespolizey zu Stande, welche die Priester überflüssiger macht, die Philosophen von dem Giftbecher rettet und zuletzt eine förmliche Umarmung der Theologie und Philosophie durch den Glauben an Eine Weltursache bewirkt.

Dies ist, in wenigen Worten, die Geschichte der Religion, bis zur Entstehung des Christenthums, wenn man dabei noch in Anschlag bringen will, daß religiöse Meinungen bisweilen sehr plötzlich durch Infusion verändert wurden, indem nämlich auf dem Wege der Eroberung eine Nazion in die andere aufgenommen und eben dadurch genöthigt wurde, die Macht der Siegerin auch in dem Aberglauben anzuerkennen.

Unterdessen hatte eine Republik in dem Süden von Europa, um den inneren Kämpfen zu entrinnen, welche als Folgen ihrer schlechten Verfassung zerstörend auf sie zurückwirken mußten, eine Reihe von Jahrhun-

derten hindurch, die ganze damals bekannte Welt erobert, jede Nazionaleigenthümlichkeit vernichtet, eine allgemeine Sklaverei eingeführt und die Aussicht auf einen glücklicheren Zustand der Dinge so sehr verdunkelt, daß den unterjochten Völkern kein anderer Trost übrig blieb, als der Trost der Gleichheit im Elende.

Da auf diese Weise alle die Scheidewände eingerissen waren, welche bis dahin Nazionen von Nazionen abgesondert hatten, so floß die ganze Menschheit mehr in einander. Nur ein einziges Volk schämte sich dieser Gemeinschaft. Es waren die Juden. Seit mehreren Jahrhunderten zu einem eigenthümlichen Volke ausgebildet und durch den Wahn, als wären sie das Lieblingsvolk des Schicksals zu einem unerträglichen Stolz bethört, flohen sie den Umgang mit anderen Nazionen als verunreinigend und gaben sich dadurch einem Gespötte preis, dem sie in ihrem von allen Seiten offenen Lande durchaus nicht entrinnen konnten, und das, wie immer, ihren Stolz durch den Haß gegen die Spötter vermehrte. So wurden sie von

allen unglücklichen Völkern, welche die Römer bezwangen, das unglücklichste.

Es war vorherzusehen, daß die Juden, wenn sie diese unbeugsame Härte der Nazionaleigenthümlichkeit behielten, zu Grunde gehen würden. Ein solches Unglück abzuwenden, gerieth ein patriotischer Jüngling auf den Gedanken, gerade dasjenige, wodurch sie einen entschiedenen Vorzug vor allen übrigen Völkern der Erde hatten, ihren Glauben an einen einig enunsichtbaren Gott, zum bleibenden Einigungsmittel mit anderen Völkern zu machen; ein Gedanke der um so natürlicher war, da sich der Unglaube, welchen griechische Philosophen lehrten, durch die Römer praktisch über die Welt verbreitet hatte.

Sollte dieser Entwurf gelingen, so mußte aus dem vollkommneren Abstrakt der Juden alles dasjenige verschwinden, was ihren einigen unsichtbaren Gott zum Nazional-Gott machte.

Die Idee einer allgemeinen Vorsehung mußte sich einem Weisen aufdrängen, welcher in der Natur des Menschen die Anlagen zu einem menschlichen Geschlecht und in diesem die Nothwendigkeit einer gränzenlosen Ent-

wickelung begriff. Diese Idee führte zu einer totalen Verwandlung desjenigen, was man bisher Religion genannt hatte. Da Furchtbarkeit nicht mehr die Eigenschaft einer Gottheit seyn konnte, welche, unter dem Bilde eines liebenden Vaters, in eine allgemeine Vorsehung verwandelt war; so mußte auch alles Koerzitive aus der Religion, oder der Anbetung der Gottheit verschwinden. Hatte sie bisher dazu gedient, den Sozialverhältnissen und Instituten durch die Furcht Achtung zu verschaffen; so mußte sie, befreit von einer so sklavischen Bestimmung, in der Achtung vor den Sozialverhältnissen selbst bestehen und eine freie Liebe ihre einzige Quelle seyn.*) Es war ein wahrhaft göttlicher Gedanke, die Sozialverhältnisse als den einzigen Grund jeder individuellen Entwickelung zum Gegenstand freier Hochachtung zu erheben; ein Gedanke, der nach tausend und aber tausend Jahren nicht verbessert werden

---

*) Das Christenthum kann durchaus nicht besser charakterisirt werden, als durch die Worte eines seiner Verkündiger: »Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibet die Furcht aus.«

kann, und eben deswegen seinen Urheber bei allen, welche Kraft genug hatten, ihn aufzufassen, in das Licht eines Gottentsprossenen stellen mußte. *) In der unmittelbarsten Verbindung mit ihm stand die Unsterblichkeit des Geistes, aus welcher, als Lehre, mit einemmal alles Positive oder hypothetisch Wahre verschwand. Wie konnte, in dieser neuen Ansicht, die Unsterblichkeit im mindesten zweifelhaft seyn? Entwickelte sich nicht der Geist des Vaters in dem des Sohnes zu einer höheren Vollkommenheit? Griff nicht jeder Mensch ohne Ausnahme auf irgend eine Weise wohlthätig in das große Entwickelungsgeschäft ein? Konnte in der großen Geisterwelt, welche das menschliche Geschlecht bildet, irgend etwas verloren gehen, irgend ein Stillstand statt finden? **)

---

*) Der Anfang des Evangeliums Johannis, welcher den Interpreten so viel Mühe macht, ist, dünkt mich, mit diesem Kommentar um vieles verständlicher.

**) Dies war die ganze Lehre des jüdischen Weisen. Er hatte durchaus keine Geheimnisse für einzelne seiner Schüler. Was die Erklärung be-

So neu diese Lehre war, so entsprach sie doch den Zeitumständen auf eine wundervolle Art, indem die Menschen durch ihre ganze politische Lage genöthigt waren, sich als Menschen zu achten. In Jerusalems Hallen und unter Libanons Zedern verkündigte Jesus seine göttliche Lehre. Alle Hellsehenden seiner Nazion wurden davon ergriffen. Nur die Priesterschaft fand sie anstößig. Gotteslästerung nannte sie die Lehre von der Vorsehung, und in der Moral sah sie nur die Tendenz zur Vernichtung aller Nazionaleigenthümlichkeit. Und voll von ihrem staatsbürgerlichen Werth und der erträumten Bestimmung des jüdischen Volks

---

trifft, die ich hier von der Unsterblichkeit der Seele gebe, so behaupt' ich, daß sie durchaus biblisch, d. h. neutestamentalisch sey. Denn sagte nicht Jesus selbst unaufhörlich: »Ihr müßt nur allen Egoismus aus dem Spiele lassen!» Waren nicht seine Worte: «Da werdet ihr weder freien noch euch freien lassen, sondern seyn, wie die Engel Gottes im Himmel?» Kann dies etwas anders sagen, als: Auch der allerfeinste Egoismus muß unterdrückt werden, wenn man die Unsterblichkeit begreifen will?

zur Weltherrschaft, begann sie den sanften Weisen zu verfolgen, bis ihr Starrsinn ihn erbitterte. Den gegenseitigen Haß endigte, wie immer, der Tod des Wohlthäters; aber die wohlthätige Lehre wurde durch den Tod verklärt.

Einmal ausgesprochen, konnte diese Lehre niemals ganz untergehen; aber die Entsagung, womit ihr Urheber in den letzten Augenblicken seines gemeinnützigen Lebens ihre Wahrheit versiegelte, mußte den Enthusiasmus seiner Schüler nothwendig noch mehr entzünden und dadurch eine Aufforderung werden, ihr allgemeine Kundbarkeit zu geben. Die Zahl ihrer Bekenner wurde selbst durch Personen vermehrt, welche sie bei ihrem ersten Entstehen verfolgt hatten; und in der Natur der Sache lag es, daß gerade diese die eifrigsten Proselytenmacher wurden. Der Eifer, womit die neue Lehre verbreitet wurde, erregte die Aufmerksamkeit argwöhnischer Regierungen; aber so sehr hatte der Zauber der Wahrheit die Gemüther ergriffen, daß alle Verfolgungen nur Inzentive eines noch lebhafteren Enthusiasmus werden mußten. Bald kam es dahin, daß

das Christenthum auf dem Wege der Gewalt nicht mehr zu vernichten war.

Je mehr man sich indessen von den Zeiten entfernte, in welchen Jesus sein Evangelium verkündigt hatte, desto mehr sah man sich genöthigt, jene schriftlichen Denkmähler die seine ersten Schüler davon zurückgelassen hatten, zur Glaubensbasis zu machen. Verändert hatte sich seitdem der Sprachgebrauch. Dunkel war geworden, was der gefühlvolle Enthusiasmus eines Johannes aufgezeichnet hatte; noch dunkler, was der spitzfindige Bekehrungseifer eines Paulus an einzelne christliche Gemeinden schrieb. Die Deutung bekam freies Feld; die Meinungen theilten sich; und so geschah es, daß das Christenthum, welches in seinem Ursprung rein von allen Mysterien und nur durch zwei Symbole geheiligt war, die ersteren erhielt, die letzteren vermehrte.

Es war nun nicht mehr die einfache Lehre seines Urhebers; aber es war zur Staatsreligion herangereift. Als solche angenommen, bequemte es sich noch mehr, um seinen Triumph durch Akkommodazion zu vollenden. Und es vollendete ihn so, daß

es selbst diejenigen unterjochte, die ihm allein widerstehen konnten, und daß die republikanische Verfassung, welche der Kirche während der Verfolgungen geblieben war, jetzt in eine monarchische überzugehen begann.

Selbst als der Zeitpunkt erschien, wo mit dem römischen Reiche die römische Verfassung umgestoßen wurde, behielt das Christenthum, durch schlaue Politik, dieselbe Macht, die es in jener und durch jene ausgeübt hatte. Es schmiegte sich nämlich wiederum an die Gebräuche, Gewohnheiten und Wahnbegriffe der Zerstörer der römischen Verfassung, wie zuvor an diese an; und dies gelang ihm bei den deutschen Ankömmlingen um so mehr, je ungebildeter und gelehriger sie waren, und je mehr religiöse Verehrung sie aus dem Heidenthum mitbrachten. Die ganze Lehre von der Unsterblichkeit artete in eine Lehre von Himmel und Hölle aus; dafür aber erhielten die Bischöfe und ihr Anhang die Leitung der öffentlichen Berathschlagungen und wurden so die Ersten, welche aus der Reihe ihrer unterjochten Mitbürger heraustraten und gleiche Rechte mit deutschen Volksoberhäuptern behaupteten.

Nach und nach umstrikten sie sogar diese Volksoberhäupter eben so sehr, als sie die früheren römischen Imperatoren umstrickt hatten. Es kam dahin, daß es im höchsten Grade zweifelhaft wurde, ob das Weltliche zur Unterstützung des Geistlichen, oder dieses um jenes willen vorhanden war; und verweht war jede Spur des Urgeistes des Christenthums, als die kirchliche Verfassung innere Kraft genug gewonnen hatte, daß sich ein römischer Bischof, als sichtbares Oberhaupt, an die Spitze derselben stellen und sich für den Statthalter der Gottheit ausgeben konnte.

Die schriftlichen Denkmähler der ersten Verkündiger des Evangeliums wurden, wie wir oben gesehen haben, die nächste Veranlassung zu einem Zwiespalt in den Glaubensmeinungen; aber indem man immer wieder darauf zurückkam und unablässig die Wirkungen des Christenthums in seiner Entstellung mit der Lehre selbst verglich, so konnte es nicht fehlen, daß sich neben den siegenden Sekten unaufhörlich neue entwickelten, welche darauf hinarbeiteten, die Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen.

Im Okzident dauerte dies nicht länger fort, als bis es den römischen Bischöfen gelang, die Meinung auf dem Wege der Gewalt zu fixiren; ein Unternehmen, wobei ihnen die Roheit der germanischen Horden vortrefflich zu statten kam. Das Übel hatte den höchsten Punkt erreicht, als Luthers kühner Geist den Gedanken faßte, der Verfälschung ein Ziel zu setzen.

Die näheren Umstände der Reformazion sind bekannt genug; sie war eine nothwendige Folge der Spannung, welche das verfälschte Christenthum in die Sozialverhältnisse gebracht hatte.

Grade wie beim Ursprunge des Christenthums, so entwickelte sich auch bei der Reformazion in den Regierungen die Besorgniß, eine in bloßer Achtung gegen die Sozialverhältnisse bestehende Religion könne denselben durch Entziehung desjenigen Theils der koerzitiven Macht schaden, der sie bisher in einer mysteriösen Theologie geschützt hatte. Die Folge davon war, daß mehrere Regierungen der Reformazion Schranken zu setzen suchten. Die Aufgabe war nicht leicht; denn was die Reformatoren aussprachen, war der

geheime Gedanke aller ihrer denkenden Zeitgenossen; denn groß genug hatten sich, selbst durch das verfälschte Christenthum, die Sozialverhältnisse entwickelt, um jede Hülfe zu zersprengen, in welcher man das Kombinazionsvermögen gefangen halten wollte.

Man wußte sich nicht zu rathen, als ein Mönchsorden sich abentheuerlich anheischig machte, sich des Bildungsganges der Menschheit in Europa auf Kosten der moralischen Entwickelung, oder, was einerlei ist, zur Erhaltung der koerzitiven Kraft der Religion zu bemächtigen. Der Orden wußte nicht, worin die moralische Entwickelung eigentlich besteht, und daß alle Bildung das nothwendige Produkt antagonisirender Massen ist; aber indem mehrere, wo nicht alle Regierungen dies eben so wenig wußten, und daher mit dem Orden an der Möglichkeit des Erfolges glaubten, akkreditirten sie ihn, sey es auch Furchtsamkeit oder aus Lässigkeit. Der Orden trat in seinen Wirkungskreis ein; aber er leistete nicht, was er verheißen hatte. Zweifelhaft über die Ursach dieser Erscheinung, fand er sie in einem Mangel an Unterstützung von Seiten der weltli-

chen Macht. Diese Unterstützung wurde ihm gewährt; aber das Übel verschlimmerte sich. Endlich sahen die Regierungen ein, daß der Orden sie mit ihrer Bestimmung in Widerspruch setzte; und da sich gerade um diese Zeit in den stehenden Heeren ein größeres Polizeisystem entwickelte, so weigerten sie sich seine Forderungen noch länger zu erfüllen. Der Orden seiner Seits hörte nicht auf, an den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung zu glauben, weil gerade in diesem Glauben sein Wesen bestand; aber indem er jetzt mehr als jemals anfing, sich über die Lässigkeit der Regierungen zu beklagen, so brachte er eine Erbitterung zu Wege, die, nachdem sie mehreren Regenten das Leben gekostet hatte, sich mit dem plötzlichen Sturz des ganzen Ordens endigte.

Der Sturz der Jesuiten war ein Triumph der Reformazion und eben dadurch des Christenthums, dessen Feinde die Jesuiten in sofern waren, als sie sich der Reinigung desselben von allem koerzitiven Unrath widersetzten.

Welche Hindernisse diese Reinigung auch künftig noch finden mag; so werden sie

immer nur scheinbar seyn. Unaufhaltsam geht ihr die Menschheit entgegen; und wenn alles was bisher geschehen ist, einen hinlänglichen Vermuthungsgrund für die Zukunft enthält; so muß es irgend einmal einen Zeitpunkt geben, wo alle Sekten verschwunden und ganz im Sinne des ersten Stifters des Christenthums, nur Eine Heerde und Ein Hirte übrig geblieben sind.

Die Reformazion hat einen Unterschied zwischen Geistlichen und Priestern in Gang gebracht, welcher, wesentlich in sich selbst, noch weit wesentlicher im Fortgange der Zeit werden muß. Polizeioffiziant seiner ganzen Natur nach, ist der Priester auf mehreren Punkten der Erde bereits überflüssig geworden. Der Geistliche hingegen kann nie überflüssig werden, weil sein Beruf darin besteht, daß er, durch Unterricht über die Sozialverhältnisse, denselben eine immer unbedingtere Hochachtung verschafft und dadurch das Entwickelungsgeschäft zugleich erleichtert und befördert. Ja, es ist mit Gewißheit vorherzusagen: daß seine Wirksamkeit sich in eben dem Maaße vermehren wird, in welchem die Massen zunehmen, der ge-

selligen Beziehungen immer mehrere werden und der Vortheil, den jeder einzelne Mensch diesen Beziehungen verdankt, immer unübersehbarer wird.

So, ohne alle Beihülfe von Hypothesen, zeigt die Geschichte den allmähligen Übergang der Religion zur Moral, indem sie uns sagt, wie beide entstanden sind und was ihr innerstes Wesen ausmacht.

Stolz auf eine angebliche Vernunft, haben sich die Philosophen für Erfinder der letzteren ausgegeben, während sie höchstens als antagonisirende Kräfte zu Hervorbringung derselben gewirkt haben.

Dies ist um so weniger in Zweifel zu ziehen, da sie von dieser Moral niemals etwas mehr ausgesprochen haben, als die eben vorhandenen Sozialverhältnisse ihnen auszusprechen erlaubten.

Gerade weil die Moral nur immer das Abstrakt der Sozialverhältnisse ist, und diese in einer gegebenen Zeit und einem gegebenen Raum nur immer ein gewisses Maaß

der

der Vollkommenheit haben können, ist die Moral nie und nirgend vollständig, sondern in einem ewigen Werden begriffen.

Es verhält sich also keinesweges mit ihr wie mit der Geometrie. Die Körperformen sind, ihrer Anzahl nach, begränzt, und dies macht die Geometrie zu einer bleibenden Wissenschaft, welche für den Planeten, den wir bewohnen, schwerlich erweitert werden kann. Die Formen der Geisterwelt hingegen sind durchaus unbegränzt, weil sie in einer fortdauernden Entwickelung begriffen ist; und dies macht die Moral, die immer ihr Abstrakt ist und bleibt, zu einer unendlichen Wissenschaft.

Man gehe alle Kompendien der Moral durch, um sich zu überzeugen, daß, von dem Dekalogus und den goldenen Sprüchen des Pythagoras an bis auf die allerneuesten, kein einziges für den vorhandenen Augenblick der Sozialverhältnisse ganz paßt, indem alle, mehr oder weniger, hinter demselben zurück sind.

Wie wesentlich verschieden ist unsere Moral von der Moral der Griechen und Rö-

mer, in Ansehung der Vollständigkeit! Wie noch wesentlicher verschieden von der der Orientaler! Wie unermeßlich verschieden von der des Bewohners des Nord- und Südpols, des Mexikaners, des Afrikaners, des Hindus! Folgt hieraus nicht bis zur Evidenz, daß die Moral immer das ist, was sie nach gegebenen Sozialverhältnissen seyn kann; höchst mangelhaft, wo diese erst anfangen sich zu bilden; vollständiger, wo diese mehr ausgebildet sind; niemals vollendet, weil diese nicht vollendet werden können; wenigstens kein menschliches Kombinazionsvermögen weder den Augenblick ihrer Zeitigung, noch diese Zeitigung selbst berechnen und fassen kann?

Hätte Aristoteles hiervon das Mindeste geahnet, so würde seine Ethik ganz anders ausgefallen seyn. So wie wir sie noch jetzt vor uns haben, ist sie ein System von Bemerkungen über Sozialverhältnisse, welches demjenigen, der es historisch zu benutzen weiß, sehr nützlich werden kann, um die moralischen Beziehungen des athenischen Staats in einem gegebenen Zeitpunkt kennen zu ler-

nen, im übrigen aber zu nichts zu gebrauchen ist.

Man kann mit voller Wahrheit sagen, daß dieselbe falsche Ansicht, welche den Aristoteles bei seiner Ethik irre leitete, alle Moralisten nach ihm irre geleitet hat. Statt die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Zeit darzustellen und dadurch Liebe für die Gesellschaft zu wecken, haben sie es immer auf moralische Gesetzgebungen angelegt. So wie die Sachen noch jetzt stehen, muß man bekennen, daß ein Adreßkalender, wie unvollkommen er auch sey, jedem Kompendium der Moral vorzuziehen ist, blos weil er bei weitem mehr zur Achtung gegen Sozialverhältnisse führt, als dieses.

Man streitet über ein allgemein gültiges Moralprinzip. Als ob es ein anderes geben könnte, als freie Achtung vor Sozialverhältnissen, oder, wie der Stifter des Christenthums es nannte, Liebe für die Gesellschaft, in welcher man lebt? Man rechtet noch immer über die richtigste Definizion der Tugend. Als ob die Tugend jemals etwas anderes seyn könnte, als ein auf freie Ach-

tung gegen vorhandene Sozialverhältnisse gegründetes Verfahren im eigenen Wirkungskreise, wie groß oder wie klein er sey? So sehr hat eine verkehrte Ansicht alle Begriffe verwirrt, daß selbst sogenannte Philosophen, nachdem sie mit der Anfertigung ihrer Kompendien zu Stande gekommen sind, sich die Frage vorlegen, ob die Moral etwas anderes sey, als ein witziger Einfall, die Menschen zu seinen Zwecken zu leiten, und Moralität für etwas mehr gehalten werden könne, als für ein leeres Wort? Sie selbst hören nicht auf, moralische Wesen zu seyn; aber wie und warum sie es sind, ist ihnen vollkommen unbekannt, weil sie den Grund dieser Erscheinung unablässig da suchen, wo er nicht zu finden ist, und weil sie sich in jedem Augenblick bewußt sind, daß kein kategorischer Vernunft-Imperatif sie zu dem gemacht hat, was sie sind. Ich werde in der Folge zeigen, wie viel Entschuldigung Aristoteles wegen dieser Verirrung verdient. Weit weniger sind die modernen Moralisten zu entschuldigen, welche der Hülfsmittel, zu einer besseren Moral zu gelangen, bei weitem mehrere haben, und sich, gleich geblen-

deten Pferden, immer und ewig in demselben Kreise bewegen. *)

Alle moralischen Widersprüche sind nur scheinbar, weil es, genau genommen, dergleichen gar nicht geben kann, und nur die Kompendien der Moral zu dem Glauben an dieselben bethören. Je mehr sich die Gesellschaft ausbildet, desto seltener werden diejenigen Erscheinungen, die wir Verbrechen zu nennen gewohnt sind; und kommen muß eine Zeit, wo sie gar nicht mehr statt finden. Freilich wird es alsdann auch keine Tugenden außer dem auf freie Hochachtung gegen die Gesellschaft gegründeten Verfahren im eigenen Wirkungskreise geben; aber was

---

*) Es ist in der That eine höchst auffallende Erscheinung, wie der verstorbene Garve das Werk des berühmten Adam Smith über den Nazionalreichthum übersetzen und ein Orthodox in der Moral in einem so hohen Grade bleiben konnte, daß er seine literärische Laufbahn mit einer Übersetzung der Ethik des Aristoteles beschloß. Jenes Werk enthält den größten Schatz für die Moral, indem es die gesellschaftlichen Beziehungen am vollständigsten darstellt, und sollte eben deswegen in den Händen jedes Geistlichen seyn.

hat es denn auch mit den gepriesensten Tugenden auf sich? Zeigt nicht die Geschichte, daß sie allenthalben die nächsten Nachbarinnen des Lasters sind? Und muß man hieraus nicht den Schluß ziehen, daß beide Resultate eines unvollkommenen Zustandes der Gesellschaft sind, und ohne einander nicht bestehen können? Hiervon wußte Aristoteles durchaus nichts. Hätte er, anstatt von der Tugend zu sagen, sie sey das richtige Mittel zwischen zwei Extremen, vielmehr behauptet, sie sey in einem ewigen Werden begriffen, und werde sich nicht eher in ihrer ganzen Klarheit zeigen, als bis die Sozialverhältnisse entwickelt genug wären, um Menschlichkeit zu gestatten; dann hätte er etwas Achtungswürdiges gesagt. Aber Aristoteles hatte davon durchaus keinen Begriff. Griechheit setzte er an die Stelle der Menschlichkeit; und indem er die Tugend ohne das Laster wollte, zeigte er die größte Unbekanntschaft mit der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft.

Ich schließe diesen Abschnitt mit der Bemerkung: daß, da die Moralität das nothwendige Produkt des unvollkommneren oder

vollkommneren Zustandes der Gesellschaft ist, alle Forderungen, welche über diesen Zustand hinausgehen, durchaus unstatthaft sind. Eine wichtige Bemerkung für diejenigen Regierungen, welche Moralität erzwingen wollen! Auch nicht ein Schritt läßt sich in der Moralität vorwärts machen, wenn er nicht durch Verbesserung der Sozialverhältnisse vorbereitet ist. Dies zeigte sich am auffallendsten während der Schreckensperiode, als Robespierre, mit Rousseau's gesellschaftlichem Vertrage in der Hand, ein Vaterland zu lieben befahl, in welchem alle Sozialverhältnisse wild durch einander schwärmten. — Der ewige Beruf der Regierungen ist, die Sozialverhältnisse durch Vergrößerung zu verbessern; der ewige Beruf der Geistlichen, durch Unterricht über die Fortschritte, die sozialen Gesinnungen zu wecken. Die letzteren leben in einem großen Irrthum, wenn sie sich einbilden, daß sie unmittelbar das Mindeste zur Verbesserung der Sozialverhältnisse wirken können; dies geht ganz über ihren Wirkungskreis hinaus, und je eifriger sie sich damit befassen, desto verkehrter werden sie eingreifen.

Es ist hier der Ort, noch ein paar Worte über den öffentlichen Kultus hinzuzufügen.

Denkt man den Ursachen des Verfalls, in welchen der öffentliche Kultus seit ungefähr sechzig Jahren gerathen ist, etwas tiefer nach, so kann man nicht umhin, folgende als die gültigsten anzuerkennen:

1) Die physischen Wissenschaften haben dadurch, daß sie die Natur ewigen Gesetzen unterwarfen, dem Glauben an eine allgemeine Ursach aller Dinge zwar eine Wahrheit gegeben, gegen welche kein Zweifel statt findet; aber sie haben diese Ursache zugleich zu einer ewig unbegreiflichen gemacht, und ihr dadurch alle Furchtbarkeit genommen.

2) Die Kritik hat den Glauben an einen göttlichen Ursprung der Schriften des alten und neuen Testaments untergraben und ihnen keinen anderen Werth übrig gelassen, als den historischen.

3) Die genauere Bekanntschaft mit der Erde und den einzelnen Erscheinungen der physischen Welt, so wie diese Bekanntschaft aus Reisebeschreibungen geschöpft wird, hat den Wunderglauben vernichtet.

Durch dies alles ist die koerzitive Kraft der Religion von neuem in einem so hohen Grade gelähmt worden, daß von den Verhältnissen der Menschen zur Gottheit kein anderes übrig geblieben ist, als das kindliche.

Sehr deutlich sah man ein, daß dieses Verhältniß keine andere Verehrung gestatte, als die Tugend; aber ungewiß war und ist man über das Wesen derselben.

Lange folgte man dem Wahne, daß sie in dem weisen Genuß des Vergnügens und in der Abwesenheit des Schmerzes bestände, und predigte eine Glückseligkeitslehre, welche nothwendig langweilig und ekelhaft werden mußte, weil, wenn es blos auf Beglückung ankam, jeder Zuhörer am besten wissen mußte, was sein Wirkungskreis und seine ganze staatsbürgerliche Lage gestatteten.

Der schlechte Erfolg dieser Lehre führte zum entgegengesetzten Mittel; aber indem man durch den kathegorischen Vernunft-Imperatif einen Rigorismus in Gang brachte, oder bringen wollte, welcher den vollkommneren Sozialverhältnissen, worin wir leben, noch weniger anpassend war, als die Glück-

seligkeitslehre, verscheuchte man vollends alle Zuhörer.

Ist man aber gegenwärtig noch ungewiß, welcher von beiden Lehren der Vorzug gebühre, so wird man es nicht mehr lange bleiben. Die Moral wird sich in kurzem von Allem befreien, was sie zu einem System gemacht hat, und die unendliche Wissenschaft der Sozialverhältnisse werden. Als Unterricht über diese Sozialverhältnisse von den Kanzeln verkündigt, kann sie nicht anders, als das Interesse des Kultus wieder herstellen. Dies Interesse muß nothwendig ein weit edleres und allgemeineres werden, als es jemals gewesen ist. In seiner ganzen Reinheit und Liberalität werden wir dann das Christenthum wieder erhalten, gerade wie es aus dem Munde seines ersten Verkündigers kam. Die Achtung, welche allen wahren Geistlichen gebührt, wird um so größer seyn, je mehr sie wirklich belehren werden. Und in sofern diese große Revoluzion nur im protestantischen Deutschland zuerst gelingen kann, wird das ganze Europa mit Ehrfurcht auf dasselbe hinblicken, wie auf den

einzigen wahrhaft moralischen Lichtpunkt unseres Planeten.

Gesetzgebungen.

Viele Jahrtausende verflossen, ehe man auf Einem Punkt der Erde auf den Gedanken gerieth, die Sozialverhältnisse zum Gegenstand einer freien Hochachtung zu machen. Ehe sie die Entwickelung erhielten, welche dazu erforderlich war, kannte man nur Justizverfassungen oder Gesetzgebungen.

Die Bestimmung der erstern war, der Autonomie Gränzen zu setzen; die Bestimmung der letzteren, die Willkühr des Ausspruchs zu vermindern.

Bei den Wilden trifft man weder die einen, noch die anderen an; sie kennen kein Eigenthum; alles ist bei ihnen Allmende. Erst, wenn Ackerbau und Handel sich entwickelt haben und die Arbeit sich zu theilen beginnt, entstehet Zank und Streit um das Mein und Dein; und die Blutströme, welche die Selbstrache vergießt, führen Schiedsrichter herbei.

Anfangs sind es die Oberhäupter der

Völker, welche dies Amt verrichten; aber so wie die Gesellschaft größer wird und die Streitigkeiten sich vermehren, theilen sie dies Geschäft mit ihren nächsten Gehülfen, bis sie dahin gelangen, eine allgemeine Aufsicht über die Justizverwaltung zu führen. In diesem Zustande fanden die Spanier vor ungefähr drei Jahrhunderten die Justizverfassung in Mexiko.

Es scheint, als hätten die ersten Gesetzgebungen nur in Republiken oder in republikanisch-monarchischen Verfassungen entstehen können. Auf jeden Fall setzen sie voraus, daß die Gesellschaft sich bereits genug entwickelt hatte, um die Willkühr des Ausspruchs zu hassen und ihr ein Gegengewicht geben zu wollen.

Sowohl der Umfang als der Geist der Gesetzgebungen waren immer den Zeitumständen angemessen, in welchen sie entstanden.

War Drako's Gesetzgebung, wie es die Griechen nannten, mit Blut geschrieben, so können wir sicher daraus schließen, daß um die Zeit, wo sie zu Stande kam, das Faustrecht noch nicht lange aufgehört hatte; denn

eine blutige Gesetzgebung setzt immer einen sehr unvollkommenen Zustand der Gesellschaft voraus, und beweiset, daß die Sozialverhältnisse, ungeschieden, trübe und chaotisch in einander fließen. Ein Rückschluß auf die individuelle Grausamkeit des Gesetzgebers ist abgeschmackt, weil der Gesetzgeber immer so moralisch ist, als die Gesellschaft, für welche er arbeitet, es erlaubt.

Solons Gesetzgebung war aus keinem anderen Grunde sanfter und menschlicher, als weil sich, in einem Zeitraum von siebenzig bis achtzig Jahren, die Sozialverhältnisse in einem bevölkerten Lande mächtig entwickeln können, und sich bei den Athenern um die Zeit, wo Solon seine Gesetze niederschrieb, durch den freien Handel wirklich mehr entwickelt hatten. Diese Gesetzgebung war den damals vorhandenen Sozialverhältnissen so angemessen, daß selbst Pisistratus sie in nichts veränderte. Späterhin erst fühlte man ihre Unzulänglichkeit und erinnerte sich mit Vergnügen des Ausspruchs des weisen Gesetzgebers, als er sagte: »Keine Gesetzgebung kann mehr enthalten, als die Gesellschaft in einer gegebenen Zeit an Bezie-

hungen darstellt, und ist daher einer ewigen Verbesserung fähig.«

Zwölf Tafeln faßten die ganze Gesetzgebung der Römer, nachdem ihre Dezemviren die aus Griechenland erhaltenen Schätze geordnet hatten. Als Justinian, nach einer Reihe von Jahrhunderten, eine Sammlung aller römischen Gesetze veranstaltete, da reichten, nach unserer Art zu reden, kaum zwölf Buch Papier zu ihrer Aufzeichnung aus. Und wäre es möglich, diesen Imperator mit unseren Gesetzbüchern bekannt zu machen; so würde er über den Unterschied von den seinigen nicht wenig erstaunen.

In Europa hat in neueren Zeiten dieselbe Entwickelung statt gefunden. Erst das Faustrecht, dann Vehmgerichte, dann bestimmte Annahme des römischen Rechts (ungefähr eben so, wie die Römer, aus Mangel an gesetzgebender Kraft, von den Griechen borgten), endlich eine preußische Gesetzgebung. Man vergleiche die beiden äußersten Enden mit einander, um sich zu überzeugen, daß es auch hierbei nicht bleiben kann, und daß, wenn auch die preußische Gesetzgebung ewig seyn sollte, sie dennoch in dem stillen Flusse

der Zeit, ihrem Inhalte nach, verändert und vermehrt werden muß. Es kann also sehr wohl eine Zeit geben, wo sich die preußische Gesetzgebung zur gegenwärtigen eben so verhält, wie der Kodex des Justinian zu den zwölf Tafeln.

Liegt der Grund der Entwickelung von dem Schlechten zum Besseren in den Gesetzgebungen, in dem Fortschreiten der Sozialverhältnisse; so müssen wir hier zugleich den Grund der ewigen Klagen über Ungerechtigkeit finden. In der That, die höchste Gerechtigkeit besteht zur Zeit noch darin, daß man eingestehe: Es sey keine Gerechtigkeit in dem Sinne möglich, worin sie gefordert wird. Da bei der Ausübung der Gerechtigkeit alles auf die Anwendung eines Gesetzes auf einen gegebenen Fall ankömmt, so kann der Richter, bei dem ewigen Fortschreiten der Sozialverhältnisse, deren bleibende Abstrakte die Gesetze sind, es, mit allem guten Willen zur Unpartheilichkeit, nie dahin bringen, in der ganzen Sammlung von Gesetzen eines aufzufinden, welches dem gegebenen Falle ganz entspreche; und dies muß ihn in die Nothwendigkeit setzen, entweder das Ge-

setz nach dem Falle, oder diesen nach jenem zu dehnen. Diesem Unglück, wenn es eins ist, kann nie abgeholfen werden, weil Gesetzgebungen nothwendig immer auf einen längeren Zeitraum berechnet seyn müssen und sich nur im Großen verbessern können.

Wollte man hieraus den Schluß ziehen, daß alle Gesetzgebungen überflüssig sind, so würde man sich sehr übereilen. In jedem Gesetz ist eine Norm enthalten, wodurch die Willkühr des Richters — nicht aufgehoben, sondern gemindert wird; und diese Normen, wie vollkommen oder unvollkommen sie immer seyn mögen, sind nicht nur der Beibehaltung, sondern auch unserer ganzen Achtung werth, weil, wenn sie aufgehoben werden, der Gesellschaft nichts weiter übrig bleibt, als zu einer noch unvollkommneren Verfassung der Justiz, wo nicht gar zum Faustrecht zurückzukehren. Mag der Richter das Gesetz nach dem Falle, oder diesen nach jenem dehnen, immer kommt eine Entscheidung zum Vorschein, und diese Entscheidung ist wenigstens in sofern gut, als sie den Hader der Partheien auf eine unblutige Art beendigt. Hat der Glaube an die innere Wahrheit

heit der Norm beinahe in allen Ländern Europa's Appellazionstribunale gestiftet, so sind auch diese nur Beruhigungsmittel. Einen Prozeß gewinnen oder verlieren, ist durchaus kein Beweis von gerechter oder ungerechter Sache, selbst wenn der Richter seinen Ausspruch unpartheiisch thut.

Die höchste Gerechtigkeit ist also nicht, wie man ehemals wohl sagte, die höchste Ungerechtigkeit; das kann sie nur dann seyn, wenn sie durch eine unbeschränkte Willkühr geleitet wird. Sie ist vielmehr — die höchste Menschlichkeit, das Wort in dem edelsten Sinne genommen, in dem Sinne, der immer klarer zum Vorschein tritt. Ja, dieser Gerechtigkeit nähern wir uns, trotz allen scheinbaren Anomalien immer mehr. Wäre um die Zeit, wo die Karolina abgefaßt wurde, von der gänzlichen Abschaffung der Todesstrafe die Rede gewesen, so würden die Gesetzgeber vor einem so frevelhaften Vorschlage voll Erstaunen zurückgetreten seyn. Und jetzt ist im Preußischen bereits auf Abschaffung derselben für alle diejenigen Fälle angetragen worden, wo ein todeswürdiges Verbrechen nicht durch das eigene Geständniß

des Thäters hinlänglich begründet ist. Und diese Erscheinung ist ein sicheres Unterpfand, daß sie, trotz allem Schreien, das man hie und da über sentimentale Gerechtigkeit erhebt, über kurz oder lang gänzlich werde abgeschafft werden; und dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo man sich darüber wundern wird, wie Todesstrafen statt finden konnten; — ungefähr eben so, wie man sich gegenwärtig darüber wundert, daß Menschen Menschen schlachten konnten, um eine zürnende Gottheit zu versöhnen.

Da Gesetzgebungen sich immer nach gewissen Perioden, stoßweise, verbessern müssen, so brauchen sie nicht durch tausend und aber tausend Verwandlungen zu gehen, um ihre höchste Vollkommenheit zu erhalten; aber dem ewigen Gesetz der Entwickelung in der Zeit bleiben sie deswegen nicht weniger unterworfen. Aus diesem Grunde ist eine Gesetzgebung a priori baarer Unsinn. Hätten die Korsen und Polen dies gewußt, so würden sie sich nie an den berühmten Jean Jaques Rousseau gewandt haben, um dergleichen von ihm zu erhalten. Hätte der berühmte Jean Jaques hiervon das Mindeste geahnet,

so hätte er sich nicht zum Gesetzgeber hergegeben. Der Erfolg hat hinlänglich gezeigt, daß von seinem Machwerk nichts zu gebrauchen war.

Im letzten Akt müssen Gerechtigkeit und Menschlichkeit nothwendig koinizidiren. Dann werden keine harte Urtheilssprüche mehr gemildert werden dürfen; dann aber wird es auch keine Verbrecher mehr geben. Wir werden in der Folge sehen, welche Veränderungen der Gesetzgebung bevorstehen.*)

Polizey.

So lange die Gesellschaft nur Sitten, Gebräuche, Institutionen hat, sind Priester die einzigen Wächter derselben. Die einzige Strafe, welche sie kennen, ist die Todesstrafe.

---

*) Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man gerade im Preußischen einen bestimmten Unterschied zwischen Justiz und Gerechtigkeit macht. Keine andere europäische Nazion hat diesen Unterschied in ihrer Sprache. Dies kann aber unmöglich von ihren besseren Gesetzgebungen und Justizverfassungen herrühren, da diese hinlänglich als schlechter bekannt sind.

Diese Strafe wird als Opfer vollzogen, wodurch man die zürnende Gottheit versöhnt.

Sobald hingegen Justizverfassungen statt finden, giebt es außer ihnen noch andere Vollzieher richterlicher Urtheilssprüche, die, ob sie gleich den Priestern eine Zeitlang in die Hände arbeiten, sich nach und nach von ihnen trennen.

Die völlige Trennung aber kommt nicht eher zu Stande, als bis eine allgemeine Gesetzgebung vorhanden ist, die, weil sie alle Staatsbürger ohne Ausnahme umfassen muß, auch die Priester einschließet, welche, bis dahin über alle Gesetze erhaben, höchstens ihre Autonomie respektirten.

Im Ganzen genommen sind die Gesetzgebungen und Polizeysysteme zu allen Zeiten al pari gegangen; und eine bessere Gesetzgebung hat nicht eher statt finden können, als bis das vollkommnere Polizeysystem vorhanden war.

In neueren Zeiten machte Spanien den Anfang durch die heilige Brüderschaft. Dies war die erste Idee zu einem stehenden Heere. *)

*) Santa hermandad.

In Frankreich bildete man diese Idee noch weiter aus, bis, nach und nach, die stehenden Heere sich über ganz Europa verbreiteten und von allen polizeylichen Instituten, welche jemals vorhanden gewesen sind, das größte und edelste wurden.

Man hat so viel für und wider stehende Heere geschrieben, ohne diesen Gegenstand jemals erschöpft zu haben. Auch über ihn kann man nur auf dem Wege der Geschichte zu bleibenden Resultaten gelangen. Ich zeichne den Gang ihrer Entwickelung hier im Großen, weil ein Detail mich von meinem Ziel entfernen würde.

Die stehenden Heere der Römer waren bloße Eroberungsmaschinen. Als solche hatten sie eine durchaus anti-soziale Tendenz; und ob man gleich nicht leugnen kann, daß sie, mit derselben, große Dienste geleistet haben, vorzüglich in sofern sie die antagonisirenden Parthieen des menschlichen Geschlechts zum erstemmal, auf eine bleibende Art, einander näher brachten; so muß man doch auch von der anderen Seite eingestehen, daß sie dadurch feindselig auf den sie gebrau-

chenden Staat zurückwirkten und folglich eine sehr unvollkommene Konzepzion waren.

Ganz anders verhält es sich mit den stehenden Heeren der neueren Zeit. Faßt man sie in der Entwickelung auf, die sie im stillen Flusse der Zeit erhalten haben, so muß man nothwendig in die Versuchung gerathen, sie für eine der schönsten Konzepzionen des menschlichen Geistes zu halten. Aber das Wahre von der Sache ist, daß sie sehr allmählig entstanden sind und nothwendig entstehen mußten.

Diese große Schöpfung steht in ihrem Ursprung mit der Erfindung des Pulvers in der innigsten Verbindung. Sobald man die Anwendung dieses Zerstörungsstoffes auf den Krieg aufgefunden hatte, mußte eine Veränderung in den Schutz- und Trutzwaffen zu Stande kommen. Die letzteren hörten auf, jene einfachen Werkzeuge zu seyn, die man bis dahin gebraucht hatte: Säbel, Piquen, Schlägel, Bogen und Pfeil u. s. w. Der Gebrauch der neuen Werkzeuge erforderte eine größere Übung. Ohne der Nazionalindustrie Abbruch zu thun, konnte diese nicht statt finden. Man gerieth also (in Frank-

reich) sehr natürlich auf den Gedanken, daß ein Ausschuß der Nazion, zu kriegerischen Zwecken verbraucht, der Nazion selbst zu statten kommen müßte; und so erfolgte unter Karl dem Siebenten und seinem Nachfolger die erste Organisazion stehender Heere. Waren gleich nicht alle Krieger mit Feuergewehren versehen, so wurden doch die ersten Anfänge gemacht.

Krieg war die Urbestimmung dieses Ausschusses; Krieg mußte seine Bestimmung bleiben, weil sich vorhersehen ließ, daß die Oszillazionen in den Nazionalverhältnissen, die sich immer nur auf dem Wege der Gewalt besänftigen lassen, wo nicht ewig, doch noch sehr lange statt finden würden.

Man konnte indessen nicht verfehlen die Entdeckung zu machen, daß dieser Ausschuß auch im Frieden als koerzitive Macht sehr gute Dienste leistete. Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nahmen, vermöge des allgemein bestehenden Feudalsystems, die Bürgerkriege kein Ende, und je größer die Erbitterung war, mit welcher sie als Bürgerkriege geführt wurde, desto nachtheiliger wirkten sie auf die Zwecke des gesellschaftli-

chen Vereins zurück. Sollten sie beigelegt werden, so konnte dies nur durch die größere Macht geschehen, womit das Oberhaupt der Nazion ins Mittel trat, so oft die einzelnen Theile derselben sich feindselig auf einander warfen. So erhielten die stehenden Heere, ganz ungesucht, eine polizeyliche Tendenz, welche allen Staatsbürgern ohne Ausnahme zu statten kam und nach und nach die Grundlage nicht nur der größeren Sicherheit des Eigenthums, sondern auch eines schöneren Emporblühens der Nazionalindustrie wurde.

Die Bestimmung der stehenden Heere war jetzt ganz erfüllt; aber jede menschliche Einrichtung zum Besten der Gesellschaft muß sich durch diese vervollkommnen.

Die Fortdauer der stehenden Heere konnte in den Zeiten, wo sie sich formirten, mit einem geringen Aufwande von abstrakten Staatskräften (Geld) bestritten werden, weil das Geld damals einen ungleich höheren Werth hatte. Diese abstrakten Staatskräfte wurden mittelbar durch das Militär vermehrt, in sofern die Industrie durch die größere Sicherheit des Eigenthums mehr als

jemals belebt wurde. Man hätte nun glauben sollen, daß Unzufriedenheit des Soldaten mit seinem staatsbürgerlichen Zustande die Folge dieser Vermehrung seyn würde; aber, wie sehr auch im Verlauf der Zeit das Geld im Preise fallen mochte, diese Unzufriedenheit kündigte sich in Friedenszeiten selten, oder gar nicht an. Erstaunte man Anfangs über diese räthselhafte Erscheinung, so fand man den Schlüssel dazu bald darin, daß das Militär sich, bei aller Abhängigkeit von dem Oberhaupt der Nazion und seinen Stellvertretern, mit dem erwerbenden Theil der Nazion durch Theilnahme an seinen Arbeiten in den Augenblicken der Musse identifizirte. Das beste dabei war indessen, daß auf diesem Wege aller Druck verschwand, den das Militär in früheren Perioden verursacht hatte. Der Bürger lernte es sogar lieben; und wenn es ehemals in den Händen seiner Anführer eine feindselige Kraft war, die man verfluchte, so wurde es jetzt, durch eine unerwartete aber nothwendige Wendung, ein Vermittler zwischen Fürst und Nazion, ein Band, das beide unzertrennlich umschlang.

Aber das Militär wirkte von einer an-

deren Seite noch freundlicher auf die Nazion zurück, deren koerzitive Kraft es zu seyn bestimmt war. Auch hier war nichts berechnet und alles fand sich von selbst. So lange es nämlich keine stehende Heere gab, war Aberglauben (in allen möglichen Gestalten) die einzige koerzitive Macht der Regenten. Die nothwendige Folge davon war jene künstliche Organisazion der Priesterschaft, welche mit der unseres gegenwärtigen Militärs eine auffallende Ähnlichkeit hatte, nur daß die Priester nicht an das Oberhaupt des Landes gebunden waren, in welchem sie wirkten, sondern ein eigenes Oberhaupt hatten. Diese Organisazion brachte, mehrere Jahrhunderte hindurch, jenen entsetzlichen Widerspruch hervor, welcher, durch die Trennung der sogenannten geistlichen und weltlichen Macht, allen Staatsoberhäuptern das Recht nahm, moralische Wesen zu seyn, und sie, unter tausend lästigen Beschränkungen, zu Vollstreckern eines fremden Willens, gleichsam zu den ersten Polizeybedienten desjenigen Staats herabwürdigte, an dessen Spitze sie standen. Die ganze Geschichte des Mittelalters beweiset zwar, daß nichts so sehr

zur Hervorbringung jener großen Erscheinung, welche wir gegenwärtig das europäische Gleichgewicht nennen, gewirkt hat, als gerade diese Trennung der geistlichen und weltlichen Macht; aber so nothwendig jene Erscheinung, nachdem sie einmal zu Stande gekommen war, das Fundament eines größeren Nazionalglücks werden mußte, eben so nothwendig mußte sie, so lange sie noch im Entstehen war, durch die Trennung der geistlichen und weltlichen Macht die Ursach eines unbeschreiblichen Nazionalunglücks seyn. Denn durch diese Trennung verschwand alle Einheit aus den Regierungen. Laurend und listig stand zwischen dem Regenten und dem Volk ein zahlloses Heer von Priestern, um abwechselnd den einen gegen den anderen zu hetzen und dadurch mit ihrer ganzen Existenz ihren augenblicklichen Vortheil zu sichern. Und mit der Einheit der Regierung verschwand das gegenseitige Vertrauen. Zurückgestoßen wurde der Regent vom Volke, weil es in ihm nur immer den Despoten sah; zurückgestoßen wurde von dem Regenten das Volk, weil es immer trotzend auftrat; eine Hyänenpolitik war die einzige Kunst des

Lebens, nnd Mühe hatte der stille Beobachter neben überschwänglichen Lastern erträgliche Tugenden zu finden. Dies dauerte indessen nicht länger, als bis sich die stehenden Heere ausgebildet hatten. Ruhig blieben die römischen Bischöfe bei den ersten Anfängen, weil sie darin nur eine Spielerei der Fürsten sahen; und als sie endlich inne wurden, was ihre Autorität untergraben hatte, da waren alle Rettungsmittel zu spät. Vollendet war das große Werk; denn überflüssig hatten die stehenden Heere die koerzitive Macht des Aberglaubens gemacht, und jenes Urverhältniß wieder hergestellt, welches die Völker, durch das Vertrauen, an dem einigen Fürsten bindet.

Und so wie der Erfindung des Pulvers die stehenden Heere vorbereitete, so bereiteten diese, durch die größere Unabhängigkeit der Fürsten, die Reformazion vor, die den Ansprüchen übermüthiger Päbste jene bleibenden Schranken setzte, welche die Bescheidenheit der Fürsten mehr gewünscht, als gehofft hatte, weil sie selbst nicht wußten, welchen Schatz sie in den stehenden Heeren besaßen. Von nun an nahm die Geistesent-

wickelung einen schnelleren Fortgang. Mit jedem Jahre reinigte sich das Gold der Wahrheit von den Schlacken des Aberglaubens. Das Positive begann endlich wieder aus der Religion zu verschwinden. An die Stelle der Priester, die man als Passivbürger nicht länger dulden wollte, traten, in minderer Anzahl, Geistliche; freilich nicht ganz rein von allem Priesterthum, aber doch bestimmt, sich davon durch einen edleren Beruf zu reinigen. Und die größere Einsicht redete den Fürsten immer mehr das Wort; und redet es ihnen noch immer, troß des Misbrauchs, den einzelne von ihnen von dem Vertrauen gemacht haben, das man in sie setzte.

Jetzt ist es wenigstens dahin gekommen, daß man, in Monarchien, keine Ursach mehr findet, die Vermehrung der stehenden Heere zu fürchten; denn das stehende Heer ist der Exponent der gesammten Volksmacht geworden, kann als ein solcher nur nach Maaßgabe der Bevölkerung vermehrt und nie furchtbar und unterdrückend werden, und muß, seiner ganzen Natur nach, das Band zwischen dem Fürsten und den Unterthanen immer enger

zusammenziehen. Je bestimmter es seine koerzitive Macht ausübt, desto beglückender wirkt es.

Und aller Stolz, alle Eitelkeit und alles Kleinliche verschwindet aus dem belebenden Geiste dieses großen Werkzeugs. Selbst auf den auswärtigen Staatsfeind geht seine schützende Tendenz über, indem, seit eine bessere Taktik, als Griechen und Römer kannten, an die Stelle mordender Tapferkeit getreten ist und die Strategie zu einer Kunst erhoben hat, die Vernichtung des Feindes kein Gegenstand des Interesses mehr seyn kann.

So weit ist es gediehen, daß die stehenden Heere abschaffen und die Zeiten der Barbarei zurückführen, einerlei ist.

Welche Verwandlungen diesem Institut für die nächste Zukunft bevorstehen, läßt sich mehr ahnen, als mit Bestimmtheit angeben. Im Allgemeinen aber läßt sich festsetzen, daß es mit jedem Jahre vollkommner werden und daß, da durch dasselbe der Kriege, seit zwei Jahrhunderten, immer weniger geworden sind, es, in seiner höchsten Vollkommenheit, zum Besten des menschlichen Geschlechts,

nothwendig damit endigen muß, sie ganz von der Erde zu vertilgen.

Politik.

Man kann die Politik die Moral der Nazionalverhältnisse nennen; denn gerade so wie die Moral das Abstrakt der Sozialverhältnisse ist, eben so ist die Politik das Abstrakt der Nazionalverhältnisse, nur mit dem Unterschiede, daß, da diese weit weniger berichtigt sind, als jene, ihr Abstrakt auch bei weitem unvollkommner seyn muß.

Ganz den Vorurtheilen gemäß, die man von allen Wissenschaften überhaupt unterhält, betrachtete man, in neueren Zeiten, die Politik so lange als eine vollendete Wissenschaft, bis, durch die Berichtigung der Sozialverhältnisse eines großen europäischen Staates, eine Erschütterung in den Nazionalverhältnissen erfolgte. Jetzt mit einemmal gab man den Glauben an ihre Vollendung auf, und die ganze Wissenschaft bekam eine andere Gestalt.

Eigentlich hätte man nie einen solchen Wahn unterhalten sollen; denn da die Politik

der Griechen und Römer eine ganz andere war, als die unsrige; so hätte die Vergleichung beider zu einem richtigen Urtheil über Politik verhelfen können. Hätte man außerdem den Fingerzeigen folgen wollen, welche die neuere Geschichte giebt, so würde man gefunden haben, daß die Erfindung des Pulvers und die Anwendung der Magnetnadel auf die Nautik unserer Politik gerade die Gestalt gegeben haben, welche sie gegenwärtig hat, und daß diese Gestalt sich, im Verlauf der Zeit, nothwendig immer wieder verändern muß. Historisch genommen, ist es also durchaus nicht zu leugnen, daß die Politik, wie die Moral, ihrer Natur nach unendlich ist; daß nur immer ihre letzten Resultate gelten können; daß diese durch die Veränderungen hervorgebracht werden, welche in den Nazionalverhältnissen erfolgen, und daß, da diese auf Organisazion oder Desorganisazion in den Sozialverhältnissen beruhen, die Wurzel aller Politik eigentlich hier aufzusuchen sey.

So wie der Zweck aller Moral Moralität ist, so sollte freilich auch die Politik einen solchen Zweck haben; aber davon ist

sie zur Zeit noch so weit entfernt, daß es sogar an einem vorläufigen Ausdruck zur Bezeichnung dieses Zweckes fehlt. Ein offenbarer Beweis, daß die Politik als moralische Wissenschaft in einem hohen Grade unvollkommen ist. Achtung gegen Nazionalverhältnisse — wer hat davon einen klaren Begriff?

Ob man diesen Begriff in der Folge bekommen werde? — Wer zweifelt daran? Sind die Nazionalverhältnisse nicht eben so wie die Sozialverhältnisse in einer ewigen Entwickelung begriffen? Um sich davon zu überzeugen, darf man nur in die Geschichte zurückgehen. Vor achtzehn Jahrhunderten waren die Nazionalverhältnisse in Europa ganz anders, als gegenwärtig. Römer hatten damals alle Nazionen unterjocht und Sklaverei war der gleiche Antheil der Unterjochten. Gegenwärtig haben wir ein europäisches Gleichgewicht, wodurch die Selbstständigkeit jeder Nazion so lange gesichert ist, als ihr an der Behauptung derselben etwas liegt. Das ist noch immer ein unvollkommner Zustand. Wie er sich abändern wird, kann nur ein Gegenstand der Vermu-

thung seyn; allein da in der Entwickelung der Nazionalverhältnisse an keinen Stillstand zu denken ist, so läßt sich mit Bestimmtheit vorhersagen, daß die stärksten Oszillazionen um so eher aufhören werden, je früher über das Mein und Dein kein Streit mehr statt findet. Eine Vervollkommnung, welche den Nazionalverhältnissen durch den bloßen Handel zu Theil werden kann, und welche alles Diplomatisiren mit Kanonen überflüssig machen muß.

Gutmüthige Philosophen, welche Moral und Politik verschmelzen wollen, haben eben so wenig einen klaren Begriff von der ersteren als von der letzteren; denn sonst würden sie einsehen, daß, da beide Wissenschaften in Hinsicht des Gegenstandes so wesentlich von einander verschieden sind, die Politik nothwendig immer hinter der Moral zurückbleiben muß. Eine Verschmelzung ist um so unmöglicher, da, wie wir oben gesehen haben, in moralischen Dingen sich durchaus nichts antizipiren läßt.

In der Unvollkommenheit der Nazionalverhältnisse also, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, in der Unvernunft der Könige und

ihrer Minister, liegt der Grund verborgen, warum gegenwärtig noch immer die Spannungen in den Nazionalverhältnissen durch Kanonen gehoben werden müssen. Aber diese Art des Faustrechts für die Nazionalverhältnisse ist eben den Schicksalen unterworfen, welche, durch eine Reihe von Verwandlungen, das gemeine Faustrecht in Justizverfassungen und moralische Gesetzgebungen umgeschaffen haben; und die Vervollkommnung des Kriegeswesens wird zur Beschleunigung dieser Verwandlung eben so viel beitragen, als die des Handels. In beiden liegen die größten Tendenzen verborgen, und durch beide wird die Politik veredelt werden.

Poesie; Beredsamkeit.

Hat der Antagonismus des Selbsterhaltungs- und Geselligkeitstriebes in den Massen jene großen Erscheinungen hervorgebracht, welche wir in den vorhergehenden Abschnitten beleuchtet haben; so versteht es sich im Grunde schon von selbst, daß er auch der erste Urheber jener kleineren seyn werde, welche wir Künste zu nennen pflegen. Um

dies aber noch auffallender zu zeigen, wollen wir die Entstehung und Entwickelung der Künste in der politischen Geschichte einzelner Staaten aufsuchen.

Es ist wahr, man hat Geschichten dieser Künste; aber ein jeder weiß auch, wie unvollkommen diese Geschichten sind. Nirgend trifft man auch nur eine Spur von der Nothwendigkeit an, als worauf bei historischen Darstellungen alles ankommt. Soll man diesen Geschichtschreibern oder vielmehr Kompilatoren glauben; so ist alles erfunden, nichts ausgesprochen worden; nur das Ideal hat alles gemacht. Vielleicht ergiebt sich aus dem Folgenden, daß das Ideal etwas ganz erträumtes ist; wenigstens wird man keine Mühe haben, sich zu überzeugen, daß es eben so sehr im Gängelbande der Nothwendigkeit geht, als alles Übrige, und daß davon durchaus nicht mehr ausgesprochen werden kann, als was gerade die Umstände mit sich bringen.

Ich mache den Anfang mit den sogenannten schönen Redekünsten, welche man ehemals schöne Wissenschaften nannte; schließe aber die Geschichte davon aus, welche,

wie ich in der Folge zeigen werde, ohne jemals eine Kunst oder Wissenschaft zu seyn, zum Rezeptakel für alles, was das Kombinazionsvermögen ausprägt, bestimmt ist.

Was ist also Poesie?

Diese Frage wird sich, wie alle ähnlichen Fragen, am besten aus der Geschichte beantworten lassen.

Von allen Nazionen Europens ist die spanische die am meisten poetische, sollte sie auch für den gegenwärtigen Augenblick aufgehört haben, so reichhaltig an Werken der Poesie zu seyn, als sie es vor drei und zwei Jahrhunderten war. Ich wähle sie um so lieber, weil die Griechen, die am meisten poetische Nazion des Alterthums, mir für den gegenwärtigen Zweck allzu entfernt liegen, und ihre Poesie von einer ganz eigenthümlichen Art ist.

Auf welchem Wege wurden die Spanier eine poetische Nazion, da sie noch zu Anfang des 15ten Jahrhunderts von aller Poesie so weit entfernt waren, daß sie keinen anderen Stolz kannten, als den auf ihre Industrie?

In mehrere kleine Königreiche getheilt, hatte Spanien, nach den einstimmigen Aus-

sagen seiner Geschichtschreiber, zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Bevölkerung von dreißig Millionen Menschen. Die gesetzgebende Gewalt lag damals in den Händen der Stände, d. h. des Adels, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft. Die ausübende Macht hingegen war zwar den Königen anvertrauet; aber wie in allen kleinen volkreichen Staaten, wo der Mißbrauch derselben so leicht ist, gleich null, indem die gesetzgebende Macht, für ihre Existenz kämpfend, ihre Beschränkerin werden mußte. So empfand Spanien mit den Vorzügen einer republikanischen Verfassung auf der einen Seite, alle Nachtheile der Anarchie auf der andern.

Die Königreiche Aragonien und Katalonien flossen in einander, ohne daß das Vertrauen der Nazion zu den Monarchen wuchs; ja dieses Zusammenfließen wurde sogar, als Grund eines noch größeren Mißtrauens, die Veranlassung zu einer noch größeren Einschränkung der vollziehenden Macht durch Einsetzung des Justiza u. s. w.

Nach der Mitte des 15ten Jahrhunderts wurden auch die Kronen von Aragonien und

Kastilien vermählt. Jetzt endlich schien der Augenblick der Zeitigung für die vollziehende Macht gekommen zu seyn; aber da die Kortes noch immer fortdauerten, d. h. da die gesetzgebende Macht immer in den Händen der Stände blieb, so blieb auch der König von Spanien was er bisher immer gewesen war, nämlich der reichste und erste Edelmann des Landes, das er regieren sollte und nicht regieren durfte.

Dieser unnatürliche Widerspruch mußte Spaniens Königen nothwendig den Wunsch einflößen, durch fortgesetzte Erweiterung ihres gesetzlichen Machtgebiets eine Vereinigung der gesetzgebenden mit der vollziehenden Gewalt zu Stande zu bringen. Ferdinands und Isabellas Bestreben war einzig hierauf gerichtet. Die Eroberung Granada's kam zu Stande durch die alte Erbitterung der spanischen Nazion gegen die maurische, und durch die religiösen Vorurtheile, wodurch man sie noch mehr fanatisirte. Ein bedeutender Zuwachs, welcher in der Folge durch die Eroberung Navarra's noch vermehrt wurde.

Durch Granada's Eroberung waren Fer-

dinand und Isabella ihrem Ziele um ein Bedeutendes näher getreten, in sofern die Rivalität der spanischen Granden mächtig niedergeschlagen wurde; aber große Schwierigkeiten blieben noch zu bekämpfen übrig, ehe sie das Ziel ganz umfassen konnten.

Alle Schwierigkeiten vereinigten sich in Spaniens großer Bevölkerung, welche die stärkste Stütze seiner Verfassung war, und unerschütterlich schien, so wie sie drohend da stand. Nur durch die allmählige Verminderung konnte sie umgeworfen werden. Der Anfang wurde mit der Vertreibung der Juden gemacht; dies galt der gesammten Nazion für Konsequenz, da man einmal das Christenthum zur Vertreibung der Mauren gemißbraucht hatte. Ein großer Theil der Regierten wurde ferner nach Italien gesandt, um sich daselbst in zwecklosen Kriegen um das Königreich Neapel mit den Franzosen herumzutummeln. Mit Freuden ergriff man die Entwürfe des Kolumbus, weil sie die Aussicht zu einer rechtmäßigen Aussendung von Kolonien eröffneten. In alle diese Maaßregeln willigte die Nazion um so lieber, weil der Unternehmungsgeist, diese ewige

Folge der Volksmenge und Industrie, damals ihr ausschließendes Eigenthum war.

Aber durch alle diese Mittel hatte die vollziehende Macht nur den untersten Stand in ihre Gewalt bekommen; und da sie ihr Unternehmen nicht eher als vollendet betrachten konnte, als bis sie auch die höheren, d. h. den Adel und die Geistlichkeit unterjocht hatte, so mußte sie noch weiter gehen.

Der Adel widerstand durch seine großen Besitzungen.

Ferdinand entriß ihm dieselben unter mancherlei Vorwänden, indem er sich mit den Aussprüchen der Justiz bewaffnete.

Der Adel war mächtig durch die gesetzlichen Ansprüche, die er auf die ersten Staatsämter hatte.

Ferdinand täuschte ihn in seinen Erwartungen, indem er nicht selten den unteren Adel, oder wohl gar Bürgerliche, zur Führung der bedeutendsten Staatsgeschäfte gebrauchte. Eine der glücklichsten Wahlen, welche in dieser Hinsicht getroffen wurden, war die des Ximenes zum Erzbischof von Toledo, wenn sie gleich mehr durch Isabella's Eifersucht zu Stande kam, die sich Ferdinands natürli=

chen Sohn zu dieser bedeutendsten Würde in ihrem Erbkönigreiche nicht aufdringen lassen wollte.

Der Adel war gewohnt, sich dem Monarchen in allen denjenigen Dingen gleich zu stellen, wo es nicht auf unmittelbaren Gehorsam ankam.

Um eine bleibende Scheidewand zwischen Spaniens Monarchen und Spaniens Adel aufzuführen, wurde das spanische Zeremoniel erfunden, welches seitdem allen europäischen Höfen zum Muster gedient hat, weil alle desselben mehr oder weniger bedurften.

Und um seiner Autorität den Gipfel aufzusetzen, ruhte Ferdinand nicht eher, als bis er, mit Genehmigung des Pabstes, die Großmeisterschaft der drei militärischen Orden von St. Jago, Kalatrava und Alkantara mit der Krone von Kastilien vereinigt hatte; eine Vereinigung, wodurch er nicht nur seine Domänen vermehrte, sondern auch Gelegenheit erhielt, denjenigen Adel, der am meisten in seine Wünsche einging, durch fette Pfründen zu belohnen, und in dem Militär, das der Orden zu halten verpflichtet war, ein bedeutendes Heer zu kommandiren.

Die Geistlichkeit gewann Ximenes für die vollziehende Macht, nachdem sie, ihrer natürlichen Bestimmung ganz entgegen, mehrere Jahrhunderte hindurch, als integrirendes Mitglied der gesetzgebenden unablässig gegen jene angekämpft hatte; alle Fehden, welche der Erzbischof mit dem Franziskanerorden zu bestehen hatte, gingen darauf hinaus; dieser Orden war der mächtigste von allen; die übrigen folgten von selbst. *)

Noch waren zwei allgemeine Maaßregeln zu nehmen übrig; und sie wurden genommen.

Die Städtebewohner Spaniens hatten sich im dreizehnten Jahrhundert zur Errichtung eines Truppenkorps verbunden, um den Folgen der Anarchie zu entgehen, welche aus der Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht entstand. Unter dem Namen der heiligen Brüderschaft war die

---

*) Herr Robertson wundert sich in seiner Geschichte Amerika's, wie spanische Mönche im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die ersten Apostel der Toleranz seyn konnten. Der Schlüssel zum Räthsel liegt in Spaniens Verfassung in diesem Zeitraume.

Bestimmung dieses Truppenkorps: Verbrecher zu verfolgen, Reisende, vorzüglich reisende Kaufleute, zu beschützen u. s. w. Diesem polizeylichen Zwecke gemäß, waren auf allen Punkten der beiden Königreiche von Aragonien und Kastilien Tribunäle errichtet worden, deren Vorsteher alle ihnen zugeführten Verbrecher ohne weitere Rücksicht auf Partikular = Jurisdikzion bestrafen durften. Unaufhörlich hatte sich, seit Entstehung dieses Instituts, der Adel über Verletzung seiner Territorialgerichtsbarkeit beklagt. Spaniens Könige, welche, in diesem einzigen Falle, als Schiedsrichter des Adels und der Bürgerschaft in der Mitte standen, hatten die Abschaffung der heiligen Brüderschaft immer versprochen, aber niemals Wort gehalten, weil die Beibehaltung derselben in der Zukunft ihr Vortheil werden konnte. Ferdinand nahm sie ganz bestimmt in seinen Schutz, und legte dadurch den Grund zu einem größern Polizeysystem für Spanien.

Minder zu rechtfertigen ist die zweite Maaßregel, welche er nahm. Mehrere Jahrhunderte hindurch hatte das Christenthum, in der Gestalt der Religion, alle Polizey

in Spanien ersetzt; Mönchsschwärme waren das stehende Heer dieses Landes. Unter Ferdinand und Isabella gerieth man auf den Gedanken, die koerzitive Kraft der Landesreligion durch Errichtung einer Inquisizion zu erhöhen. Reinigung des Glaubens von allem Ketzerschmutz war der Vorwand, Vereinigung der legislativen und exekutiven Macht der Zweck dieses Instituts. Fein ersonnen war das Mittel, weil es ganz auf Nazionalschwäche berechnet war. Auch fand die Einführung desselben keine Schwierigkeiten; denn gewohnt, auf das Christenthum einen so hohen Werth zu legen, daß sie die Abstammung von alten Christen als eine Art von Adel betrachteten, ließen sich die Kastilianer die Inquisizion ohne alle Widerrede, die Aragonier nach einigem Widerstand und mit einigen Abänderungen gefallen. Von dem Augenblick ihrer Einführung an, hatte es die Regierung ganz in ihrer Gewalt, über das Leben und Eigenthum jedes ihr mißfälligen Bürgers nach Belieben zu schalten, indem die herben Formen dieses Instituts jede Gewaltthat begünstigten. Nie ist ein scheußlicherer Mißbrauch von dem Christenthume ge-

macht worden, als durch die Errichtung der Inquisizion; und selbst unausgeübt, bleibt sie ein Schandfleck der spanischen Monarchie.

Zwar genoß Ferdinand der Früchte seiner Bemühungen nicht; aber für alle seine Nachfolger hatte er den Grund zur unumschränktesten Macht gelegt. Die Kortes waren von nun an überflüssiig. Das war an und für sich kein Unglück für Spanien; nur das Mittel, wodurch der blinde Gehorsam aller Staatsbürger ohne Ausnahme war erzwungen worden, verdient einen bitteren Tadel, weil es das Lebensprinzip eines großen Volks verzehrend packte. Spaniens Bevölkerung hatte durch die Vertreibung der Mauren und Juden gelitten. Die Aussendung zahlreicher Kolonien verminderte sie noch mehr. Durch die Unsicherheit des Eigenthums, welche die Inquisizion in Gang brachte, verlor die Industrie ihren Werth. Es fanden tausend freiwillige Verbannungen statt, weil ein Institut, wie die Inquisizion, jedes Vaterland zur Stiefmutter bildet. Auf die Gnade des Monarchen zurückgebracht und auf kleinliche Ämter beschränkt, fand der Adel keinen Spielraum für seine Energie. Nur

die Geistlichkeit, oder vielmehr die Priesterschaft, gedieh. Ein Trauerflor umschloß ganz Spanien. Mit der Abnahme der Industrie stand die Abnahme der Bevölkerung in dem engsten Verhältniß der Ursach zur Wirkung. Nach und nach verlor sich diese Bevölkerung von dreißig Millionen auf neun Millionen.

Karls des Fünften häufige Abwesenheiten aus Spanien verzögerten den Verfall der Nazion. Unter Philipp dem Zweiten wurde er dafür desto bedeutender. Kaum hatte sich unter seiner Regierung die neue Ordnung der Dinge festgesetzt, als die moralischen Folgen derselben schon überall sichtbar wurden.

Früher schon äußerten sich die Wirkungen der größern königlichen Macht durch die Inquisizion an demjenigen Theil der Nazion, der mit einem mehr ausgebildeten Kombinazionsvermögen auf kleinliche Ämter beschränkt wurde; ich meine den Adel. *) Vor kurzem noch zu einer Thätigkeit berufen, welche nur

---

*) Wenn von Spaniens früherern Dichtern die Rede ist, muß man nie vergessen, daß es lauter Adliche waren.

in der Kraft ihre Begränzung fand, mußte er sich gewöhnen, diese Kraft nach den Maßen zu bestimmen, welche der Wille des Herrschers vorschrieb. Ehe er dies lernte, mußte er unterdrücken, was für die Forderungen der Regierung zu viel war. War es ein Wunder, wenn er unter solchen Umständen die Welt, in der er zu leben verdammt war, zu hassen begann, und sich eine Welt voll besserer Verhältnisse schuf?

Voll Sehnsucht kehrte er in die Zeiten zurück, wo das Ritterwesen seinen Vätern ein höheres Maaß von Thätigkeit gestattete. Diese Träume wurden ihm bald so theuer, daß er es der Mühe werth hielt, sie niederzuschreiben. So entstand jenes Heer, von Romanzen und Ritterromanen, die das Fundament der spanischen Literatur ausmachen; im Grunde lauter Elegien, einer verlornen Freiheit gesungen.

Doch nichts konnte diese alte Welt zurückführen; sie war in der Geschichte untergegangen. Man fing an, sich eine neue zu schaffen; es war jene Welt voll einfacher Beziehungen, in welche der menschliche Geist instinktmäßig zurückkehrt, so oft lästige Sozial-

zialverhältnisse ihn drücken: die Schäferwelt. Der Geist der Spanier schwelgte in dieser Welt, als ob er nicht gesättigt werden könnte, und was er schuf, trug um so mehr den Stempel der Vollkommenheit, je mehr es aus seinen innersten Konzepzionen hervorging.

Unter diesen Schöpfungen vervollkommnete sich der poetische Instinkt, bis er endlich die einfachste und reinste aller Sozialbeziehungen auffand: die Geschlechtsliebe. In Oden und Canzionen, deren ewiger Gegenstand die Liebe war, strömte er seine Fülle aus, wohl ahnend, daß Liebe allein die Quelle ist, aus welcher bessere Beziehungen in der Zusammensetzung hervorgehn können.

Hier fand er seine Gränze. Nie verirrte er sich zu sogenannten philosophischen Schöpfungen, weil er von dem reinsten Antriebe geleitet wurde.

Erst, als er im Verlauf der Zeit geschwächt war, bequemte er sich zur Nachahmung derjenigen Gattungen, welche die Griechen und Römer in Epopöen und Dramen der Nachwelt vererbt haben. Die Dichter

hatten die Fesseln tragen gelernt, die ein unglücklicher staatsbürgerlicher Zustand ihnen auflegte. Was ehemals Bedürfniß gewesen war, wurde jetzt Beschäftigung, Handwerk, Mittel sich auszuzeichnen, oder sein Glück zu machen. Alonzo de Ercilla und Lope de Vega hatten mit Philipp dem Zweiten und Dritten nichts mehr auszugleichen, wie ihre Vorgänger Garcilaso und Hurtado de Mendoza mit Karl dem Fünften und dessen Sohn, während seiner ersten Regierungsjahre. Der ganze Charakter der spanischen Poesie veränderte sich immer mehr, je weiter man es in der Fertigkeit brachte, mit den angelegten Fesseln zu spielen, und artete unter Philipp dem Vierten so aus, daß dieser Regent selbst in den Chor der Dichter treten konnte. Nach und nach verlor sich der poetische Instinkt in eine allgemeine Träumerei, bis die Kunst Verse zu machen, sich in neueren Zeiten, mit dem gänzlichen Verlust aller Originalität, in Übersetzungen und Nachahmungen französischer und englischer Epopöen und Dramen von neuem zeigte. Gegenwärtig kann der Spanier nur erstaunen über das, was seine früheren Dichter geleistet haben;

begreifen aber kann es derjenige, welcher Spaniens Geschichte mit Aufmerksamkeit lieset und einen Begriff von der Nothwendigkeit der Erscheinungen hat.

So war also die spanische Poesie das nothwendige Produkt aller der Mittel, welche in Spanien die exekutive Gewalt gebrauchte, um die gesetzgebende in sich aufzunehmen. Was die spanische Nazion zu einer poetischen machte, muß alle Nazionen der Erde mehr oder weniger poetisirt haben oder noch künftig poetisiren; immer wird eine Exuberanz geistiger Kraft, die der politische Druck hervorbringt, dazu erforderlich seyn, um dies Phänomen darzustellen. Da wo die Poesie etwas anderes ist, oder scheint, ist sie entweder unächt, oder Mangelhaftigkeit der politischen Geschichte erlaubt nicht, sie als Erscheinung zu erklären. Wie wenig wissen wir im Grunde von der politischen Geschichte der Griechen; und wie gut reicht gleichwohl dies Wenige aus, um ihre Poesie zu begreifen! Die römische Geschichte kennen wir mehr im Zusammenhang; auch liegt der Geist der römischen Poesie klar in ihr da.

Ich könnte diesen Bemerkungen eine

noch weit größere Ausdehnung geben; aber ich begnüge mich, folgende Aphorismen hinzuzufügen, deren Wahrheit, eben weil sie eine historische ist, Jedem einleuchten muß.

I. Jede Nazion, die in einer wahrhaft beglückenden Verfassung lebt, ist für die Poesie verloren, so lange sie darin lebt. Sie kann Verse machen, aber Verse sind noch keine Poesie; denn das Wesen derselben besteht in einer von der gewöhnlichen durchaus verschiedenen Welt.

II. Als Nachahmung kann Poesie nur dann gelingen, wenn die nachahmende Nazion die Verfassung der nachgeahmten in ihrer eigenen wiederfindet. Es ist gegenwärtig durchaus unmöglich, den Franzosen spanische Poesie einzuimpfen; aber welche auffallende Ähnlichkeit zwischen französischer und spanischer Poesie während der Schreckensperiode! Das Revoluzionstribunal ersetzte die Inquisizion; die Kerker von Paris hallten dieselben Klagen wieder, welche ehemals in den Kerkern von Madrid ertönten; ein Trauerflor hing über Frankreich, wie zu Philipps Zeiten über Spanien; Melancholie war die einzige Stimmung der Franzosen. Nur ein unhisto-

rischer Kopf kann sich einfallen lassen, diese Poesie den Deutschen einimpfen zu wollen, so wie sie jetzt angethan sind; nur historisch können wir sie in uns aufnehmen.

III. Alle Poetiken sind durchaus überflüssig. Was sie Brauchbares enthalten, gehört für die Grammattik; alles Übrige ist unvollkommenes Abstrakt, das zu nichts benutzt werden kann. Die Poetik des Aristoteles hätte nothwendig ganz anders ausfallen müssen, wäre sie von spanischen Dichtern abstrahirt worden. Eine allgemeine Poetik kann es nie geben.

IV. Der wahre Dichter beabsichtigt nie etwas anderes, als Betäubung gegen seinen staatsbürgerlichen Zustand; daher seine Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn berauscht.

V. Eben daher will er nie belehren.

»Warum hat Spanien niemals große Redner hervorgebracht?« —

Woher weiß man denn, daß es dergleichen nie hervorgebracht hat?

»Weil man sie in der spanischen Literatur antreffen müßte.«

Dies ist kein Beweis für die Unfruchtbarkeit Spaniens an Produkten der Beredsamkeit.

Spanien hatte seine größten Redner in jenen Zeiten, wo seine Kortes in ihrer vollen Wirksamkeit waren, und Partheien gegen Partheien in denselben ankämpften. Damals gab es noch keine Buchdruckereien, oder sie waren noch nicht so allverbreitet wie jetzt. Nur dieser Mangel hat uns um die Beredsamkeitsprodukte der Spanier gebracht. Alles was sich davon erhalten hat, ist in Zurita's Annalen von Aragonien aufbewahrt worden; aber dies ist auch mehr als hinreichend, um uns zu überzeugen, daß die Spanier nicht absolut eine poetische Nazion sind. Angenommen, damals hätte ein Zeitungsblatt, wie der Moniteur für gewisse Perioden der französischen Revoluzion ist, in Spanien statt finden können; wer zweifelt daran, daß wir alsdann mit jenem nothwendigen Unterschiede, welchen die Zeiten hervorbringen, die Mirabeaus, Vergniauxs, Robespierres und Dantons der Spanier in den Partheihäuptern der Kortes erkennen würden?

Doch schwingen wir uns, da von Be-

redsamkeit die Rede ist, über die Pyrenäen hin nach der Hauptstadt Frankreichs, um sie daselbst in ihrem innersten Wesen zu erkennen.

Die Bewohner Frankreichs haben von jeher, vermöge des großen Umfanges dieses Landes, eben so viel Vertrauen in ihre Regenten gesetzt, als die Spanier, vermöge der kleinen Bezirke der einzelnen Königreiche, womit ihr Land bedeckt war, Mißtrauen in die ihrigen setzten. Die natürliche Folge jenes allzu großen Vertrauens war von Seiten der französischen Regenten: Fahrlässigkeit, die sie ihrer Bestimmung zum Organisiren vergessen machte. Nur in den Zeiten der Noth erinnerten sie sich derselben auf eine kurze Zeit. Eine solche Noth erzeugte unter Karl dem Siebenten die Idee eines stehenden Heeres. Diese Idee wurde von ihm dargestellt, und von seinen Nachfolgern, besonders aber von Franz dem Erstem und Ludwig dem Vierzehnten nach ihrem ganzen Umfang ausgebildet. In eben dem Maaße, worin die bewaffnete Macht Frankreichs wuchs, in eben dem Maaße wurde der römische Kultus überflüssiger. Daher die Gleichgültigkeit der

französischen Regenten gegen den Protestantismus, bis sie, durch antagonisirende Priester gehetzt, die Protestanten zu verfolgen begannen; sich selbst überlassen, würden sie nie auf einen solchen Gedanken gerathen seyn; denn nie mischten sie das Gefühl der Furcht in ihre Verfolgungen und nahmen die Vertriebenen immer wieder an, sobald sie zur Besinnung gekommen waren. Ihre Gleichgültigkeit gegen die Religion war so groß, daß sie selbst den Landeskultus von dem Augenblick an ganz vernachläßigten, wo sie seiner weniger bedurften.

Die größere Freiheit, welche die Priester dadurch gewannen, wurde die Stifterin neuer Sekten, und die göttliche Gnade im Menschen unter Ludwig dem Dreizehnten ein Gegenstand des Streits für Jansenisten und Molinisten. Je abstrakter der Gegenstand war, desto mehr bestrebte man sich, ihn zu ergründen. Die ganze Hauptstadt nahm Antheil an diesem unsinnigen Zank und verstärkte dadurch den Antagonismus der Partheien noch mehr.

Alles Positive oder hypothetisch Wahre hat die Natur des Phosphorus, der nicht

an die Luft gebracht werden kann, ohne in Brand zu gerathen und so lange fortzulodern, bis er sich verzehrt hat. Eben dieser Streit hatte die Folge, daß man über die Natur des Menschen und seine Bestimmung mehr nachdachte, als bis dahin geschehen war. Man faßte beides nicht rein auf; aber man bekam Ahnungen. Flechier, Massillon, und andere gute Köpfe wurden am meisten davon ergriffen; dies machte sie zu den besten Kanzelrednern ihrer Zeit und führte Massillon sogar dahin, den Großen Menschlichkeit gegen die Geringeren anzuempfehlen, welches vor ihm noch niemand gewagt hatte. Wären diese Redner in das Heiligthum der Wahrheit ganz eingegangen, so hätten sie geschwiegen; denn die Wahrheit macht allem Streit ein Ende. *)

Die Zänkereien der Jansenisten und Molinisten hatten, wie alle religiöse Zänke-

---

*) Dies ist so ausgemacht, daß wir uns im protestantischen Deutschland gar nicht wundern dürfen, wenn wir gegenwärtig keinen Kanzelredner mehr finden, der dem berüchtigten Göze in Hamburg gleichgestellt werden könnte.

reien, also die Folge, daß sie die Religion der Moral näher brachten. Kaum hatten sie ausgelodert, als staatsbürgerliche Mißverhältnisse mehr als jemals zur Sprache kamen und die Beredsamkeit von den Kanzeln in die Justizsäle zogen. Die Gesetzgebung war in Frankreich, trotz den Fortschritten, welche die Sozialverhältnisse gemacht hatten, in ihrer alten gothischen Gestalt geblieben und die Formen der Rechtspflege gestatteten lebhafte Debatten. Der scheinbare Vortheil der mit dem Staat sich nie identifizirenden und immer nur auf unmittelbaren Genuß bedachten Regierung war: sich in der Justizpflege eine stets bereitwillige Dienerin zu erhalten; der Vortheil der in ihren natürlichsten Rechten gekränkten Nazion: die Grundprinzipe aller Moral, so wie die Gesellschaft sie entwickelt hatte, in die Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege übergehen zu sehen; die eine Parthey wollte die Fortdauer der Anarchie, die andere eine neue Organisazion, und zwar um so dringender, weil eine bis dahin nie gesehene Vermischung der Stände den Begriff von Menschenrechten ganz bestimmt entfaltet hatte. War es ein Wunder, wenn unter

diesen Umständen die gerichtliche Beredsamkeit einen höhern Flug nahm, als bisher? Lange kämpften die Parlamentsadvokaten vergebens, bis endlich Calas, ungerechte Hinrichtung ein negativer Triumph für sie wurde. Bald darauf wurde es du Paty'n möglich, durch die siegende Kraft seiner Beredsamkeit drei unschuldig zum Rade verurtheilte Bürger von Chaumont von einem unverdienten Tode zu retten. Der Antagonismus stieg. Als Karl der Dritte, Herzog von Bourbon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seine rechtmäßigen Ansprüche auf die Herzogthümer Bourbon und Auvergne, auf die Gebiete von la Marche, Forez, Beaujolois u. s. w. gegen die Raubsucht Franzens des Ersten durch den beredtesten Parlamentsadvokaten seiner Zeit vertheidigen ließ; da vermochten Montholons bündige Argumente freilich nicht, der gerechten Sache den Sieg zuzuwenden, weil das Parlament den Willen des Königs mehr achtete, als das Recht; aber für ihn selbst hatte seine Vertheidigung so wenig eine nachtheilige Wirkung, daß er sogar zu höheren Ämtern befördert wurde. Als bald nach der Mitte des zuletzt verflos-

senen Jahrhunderts die Bedrückungen des Herzogs von Aiguillon, als Gouverneurs von Bretagne, einen Prozeß vor dem Parlament von Rennes in Gang brachten, und du Paty es wagte, im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog zu schreiben; da mußte der Prozeß nicht nur gewaltsam niedergeschlagen, sondern der kühne Schriftsteller auch erst ins Gefängniß geworfen und dann aus den Gränzen seines Vaterlandes verbannt werden. Sein Schicksal schreckte deswegen nicht ab. Je seltener die Siege der Parlamentsadvokaten waren, desto größer war das Verdienst derselben. Die Beredsamkeit gewann dadurch und konnte, dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß, nur in der Revoluzion ihr Ziel finden.

Sobald in der Nazionalversammlung von einer neuen Verfassung die Rede war, mußte die Beredsamkeit nothwendig einen noch höhern Flug nehmen, weil es nun nicht mehr auf Berichtigung eines einzigen Rechtsfalls, sondern auf Feststellung besserer Sozialverhältnisse überhaupt ankam. Das Konzepzionsvermögen streckte sich nach der Größe des Spielraums, und die Lebhaftigkeit der

Redner war um so größer, je neuer ihr Gegenstand ihnen war. Nie geahnete Ideen wurden auf diesem Wege entwickelt.

Beredsamkeit war es, was die konstituirende Versammlung auflösete. In dem Konvent gewann sie durch die Art des Antheils, welchen auswärtige Mächte an dem Fortgang der Revoluzion nahmen, einen noch lebhafteren Umschwung, indem die Redner von den Sozialverhältnissen zu den Nazionalverhältnissen überzugehen gezwungen waren. Ein nie gesehener Kampfplatz von Rednern gegen Redner eröffnete sich; Demosthenes und Zizero würden, wenn sie Zeugen dieses Kampfes gewesen wären, eben so sehr gegafft haben, als sie selbst von dem Pöbel Athens und Roms begafft wurden.

Da Kämpfe dieser Art nur durch die ganze Summe von moralischen Ideen begränzt werden können, welche den Zeitgeist ausmachen und ihrer ganzen Natur nach indeterminabel sind; so mußten, da es zuletzt doch immer auf Organisazion ankam, die glühendsten Redner immer zuerst ausgeschieden werden. Wer erinnert sich nicht mit Bedauern des Schicksals der Girondisten? Ihr

einziges Verbrechen war: ein größeres Konzepzionsvermögen. Verfolgen wir die Geschichte der französischen Redner von dem Tage der Hinrichtung der Girondisten, so müssen wir uns überzeugen, daß sie in eben dem Maaße ausgestoßen wurden, in welchem der Staat an Form gewann. Erst die Hinrichtung Heberts und seines Anhangs; dann der Dantonisten; dann Robespierre's und St. Justs; dann, weil das Blutvergießen ekelhaft geworden war, die Verbannung Barrere's, Collot d'Herbois und Billaud Varennes; dann des Überrestes der Jakobiner. Bonaparte vollendete, worauf eigentlich ankam, und was die größten Köpfe vorbereitet hatten. Die Beredsamkeit verstummte in Frankreich; verstummte auf mehrere Jahrhunderte.

So ging also in Frankreich in dem Zeitraum eines Jahrhunderts die Kanzelberedsamkeit in gerichtliche, und diese in politische über, und jede dieser einzelnen Erscheinungen war in der vorhergegangenen gegründet. Mag man gegenwärtig den römischen Kultus zurückrufen, weil er nöthig ist, oder weil man seiner für den gegenwärt gen

Augenblick zu bedürfen glaubt; zur Beredsamkeit wird er nie führen. Die Bahn religiöser Beredsamkeit ist für Frankreich für immer zurückgelegt, weil die Revoluzion eine Moral möglich gemacht hat.

Nach diesem Abriß der Geschichte französischer Beredsamkeit wird man folgende Bemerkungen über Beredsamkeit überhaupt ohne Mühe verstehen:

I. Alle Beredsamkeit setzt Anarchie voraus, diese beziehe sich nun auf Religion, oder bürgerliches Recht oder Politik; denn dies sind bis jetzt, die drei einzigen Gegenstände der Beredsamkeit.

II. Die ewige Bestimmung der Redner ist, Wahrheit vorzubereiten.

III. Der Charakter der Beredsamkeit wird durch die Zeit bestimmt, in welcher sie blüht; und da dieser Charakter, durch das Fortschreiten der Sozialverhältnisse in der Zeit, nothwendig größer und edler werden muß, so folgt daraus, daß die französischen Redner der neueren Zeit den entschiedensten Vorzug vor den Rednern des Alterthums haben müssen; die Welt, welche jene in sich aufnehmen konnten, ist

von weit größerem Umfange, als die Welt dieser.

IV. Mit der Rhetorik verhält es sich gerade so, wie mit der Poetik. Reflexionen über ein gegebenes Maaß können nie eine expansive Kraft haben, wodurch das Konzepzionsvermögen erhöht werden könnte; und ist eine große Welt wirklich aufgenommen, so wird sie sich auch fehlerlos darstellen lassen. Mirabeau, Vergniaux, Danton u. s. w. hatten weder den Aristoteles, noch den Zizero, noch den Quintilian, noch den Pater Rapin studirt, und wurden gleichwohl die größten Redner der Welt, so wie sie sich bisher entwickelt hat. Hieraus folgt, daß von allen Werken über Beredsamkeit, welche aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, die kleine Abhandlung von den Ursachen verderbter Beredsamkeit *) bei weitem das beste ist. Sie wird bald dem Tazitus und bald dem Quintilian zugeschrieben. Des ersteren ist sie würdig, erlaubte

*) De causis corruptae eloquentiae.

laubte nur der Styl, in welchem sie abgefaßt ist, daß er der Verfasser seyn könnte. Quintilian kann sie aus einem doppelten Grunde nicht geschrieben haben; einmal, weil der Styl nicht sein Styl ist; zweitens, weil er seine Institutionen nur unter der Bedingung schreiben konnte, daß ihm Ideen, wie dies kleine Werkchen enthält, ganz fremd waren. Mit einem Wort: Er konnte als Verfasser einer solchen Schrift keinen Augenblick Rhetor bleiben.

V. besteht der ewige Beruf des Dichters darin, daß er sich gegen seine staatsbürgerlichen Verhältnisse betäube, weil er sie hassen muß; so besteht, umgekehrt, der Beruf des Redners darin, sich seinen staatsbürgerlichen Zustand recht klar zu machen, um ihn im höchsten Grade zu achten;* und hieraus folgt

VI. daß Redner und Dichter durchaus nichts mit einander gemein haben dürfen und aus ihrem Charakter fallen, wenn sie sich in einander aufnehmen wollen. Pitt und Peter Pindar (Wolcott), der Erstere als Englands größter Redner, der letztere als

Englands größter Dichter angenommen, mögen sich in Hinsicht des Talentes balanziren; aber durch das Talent selbst sind sie so wesentlich von einander verschieden, daß sie sich auf keine Weise ersetzen oder ergänzen können. Dies würde sich am besten zeigen, wenn beide plötzlich ihre Rollen vertauschen müßten; der Parlamentsredner würde nicht im Stande seyn, ein erträgliches Sonet zu machen, und der Dichter würde im Parliament verstummen. Wollte man diesen vollens zum ersten Staatsminister erheben; so würde, mit einer unbeschreiblichen Verwirrung, ein nie erlebter Despotismus die unausbleibliche Folge davon seyn. *)

---

*) Nichts ist daher richtiger, als die Erklärung eines deutschen Premierministers, welcher, zu Rathe gezogen über die Erhebung eines Dichters zu einer Ministerstelle, zur Antwort gab: dazu taugt er nicht, weil er ein Dichter ist. Unstreitig unterschied dieser einsichtsvolle Kenner menschlicher Natur den Versifikator von dem Dichter. Die Brauchbarkeit des ersteren zu Staatsgeschäften, wären sie auch noch so groß oder verwickelt, läßt sich gar nicht in Zweifel ziehen; denn die

VII. Nichts ist also alberner, als das bekannte: Orator fit, poeta nascitur. Man wird weder zum Redner noch zum Dichter geboren, sondern zu beiden gemacht; zum ersteren durch Anarchie, sie beziehe sich worauf sie wolle, zum letzteren durch Unglück. Selbst da, wo nicht die ganze Nazion poetisirt wird, werden wir immer bemerken, daß diejenigen Individuen, welche man mit dem besten Rechte Dichter nennt, auf die eine oder die andere Weise durch unglückliche Verhältnisse zu der Gesellschaft veranlaßt werden, sich eine andere Welt zu schaffen. Wäre es der Mühe werth, hierüber ins Detail zu gehen, so könnte man den Beweis auf eine unwiderlegliche Art führen. Ich erinnere hier nur, wie im Vorbeigehen, daran, daß Homer und Milton blind waren; daß

Versifikazion ist ein so gleichgültiges Talent, daß sie an nichts verhindert. Als Übersetzer der homerischen Odyssee konnte Gonzalo Perez Philipps erster Staatssekretär seyn, da er als ein zweiter Homer dazu durchaus unbrauchbar gewesen seyn würde.

Torquato Tasso von einer Leidenschaft gefoltert wurde, die ihm das Leben unerträglich machte; daß Unzufriedenheit den Portugiesen Camoes nach Ostindien, den Spanier Ercilla nach Amerika trieb; daß Pope, außerdem daß körperliche Gebrechen ihn niederbeugten, auch noch von den Gebrechen der Gesellschaft durch Intoleranz gedrückt wurde u. s. w. Und wie oft hat man es selbst erlebt oder durch Andere erfahren, daß der poetische Trieb von dem Augenblick an aufhörte, wo eine vortheilhafte Veränderung in der bürgerlichen Lage des Dichters erfolgte! Wie ist von Wieland, dem Dichter, der er in früheren Jahren war, nichts weiter übrig geblieben, als der Versifikator! Wie breit ist Göthe geworden! Wie hat sich Schiller verändert! Wie wenig sind die Deutschen für die Poesie vorhanden, blos weil sie nicht unglücklich genug sind! Wie lächerlich ist es, wenn gewisse Reisebeschreiber es einzelnen Ländern oder Provinzen zum Vorwurf machen, daß sie keine Dichter hervorgebracht

haben! *) Wahrlich, von Werken der Poesie, welche ihre Entstehung dem höchsten Wohlleben verdanken, läßt sich nichts Gutes sagen. Auch giebt es kein besseres Mittel zum Entpoetisiren, als eine fette Pfründe, man erhalte sie als Mitglied einer Akademie der schönen Wissenschaften, wie in Italien, oder als Passiv-Staatsbeamter, wie in England. Eben deswegen sind Mönche niemals Dichter gewesen, wohl aber Nonnen Dichterinnen, weil der klösterliche Zwang für sie, aus einem begreiflichen Grunde, drückender war.

Bildhauerei; Malerei; Baukunst.

Die Kunstgeschichte des Pausanias ist ein Aggregat von bloßen Notizen, in welchem man nichts von der Nothwendigkeit der Fortschritte in den bildenden Künsten der Griechen begreift; und da alle neueren Kunstgeschichten zwar vollständiger, aber nicht besser gearbeitet sind, und alles, was wir

---

*) S. Archenholzens England und Italien, Th. IV. S. 93.

zusammengenommen von den Griechen wissen, bei weitem nicht hinreicht, um eine zusammenhängende Kunstgeschichte zusammenzusetzen; so bleibt uns nichts anderes übrig, als in die menschliche Natur und zur Urgeschichte des menschlichen Geschlechts zurückzukehren, um das zu erklären, was sonst ewig unbegreiflich bleibt.

Diejenigen, welche im Menschen einen Kunsttrieb annehmen, haben durchaus die Verbindlichkeit auf sich, das Organ dieses Triebes nachzuweisen, da jeder wirkliche Trieb in einem besonderen Organ eingeschlossen ist. Nie hat die sorgfältigste Anatomie ein solches Organ auffinden können. Dies berechtigt uns, die ganze Lehre von dem Kunsttrieb als eine leere Hypothese zu verwerfen, welche nichts erklärt. Eine Untersuchung über den sogenannten Kunsttrieb der Thiere gehört nicht hierher; je sorgfältiger aber eine solche Untersuchung angestellt würde, desto bestimmter würde daraus hervorgehen, daß weder in dem Biber, noch in der Biene, noch in den Thermiten ein eigentlicher Kunsttrieb vorhanden ist, und daß alles was scheinbar dadurch gewirkt wird, das noth-

wendige Resultat der, einer individuellen Bestimmung angemessenen Organisazion dieser Thiere ist.

Nackt warf die Natur den Menschen in die Welt. Hierdurch zwang sie ihn, sich eine Hülle zu suchen, um sich gegen die Eindrücke der Witterung zu bewahren. War diese Hülle anfangs aus Baumlaub zusammengesetzt; so lernte der Mensch nach und nach die Bedeckung der Thiere zu der seinigen zu machen. Die Hülle reichte nicht hin, weil auch für Sicherheit gesorgt werden mußte. Eine Hütte wurde damit in Verbindnng gesetzt. War diese Anfangs eine selbstgegrabene Höhle, oder ein gefundener hohler Baumstamm; so mußte der Mensch sehr bald auf den Gedanken kommen, diese Höhle auf der Oberfläche der Erde darzustellen. So entstand die erste Hütte, welche in eben dem Maaße vergrößert und verbessert wurde, in welchem die Zahl der Bewohner derselben zunahm.

Für alles was sich unmittelbar auf die Bedeckung des Körpers bezog, war die runde Form gegeben; hierbei wirkte das Kombinazionsvermögen also ungemein einfach, indem

der Mensch nur immer auf ein Anpassen bedacht war. Unstreitig versuchte der Urmensch die Beibehaltung dieser Form auch in Dingen, welche nur einen mittelbaren Bezug auf die Selbsterhaltung hatten; aber jetzt zeigte sich, daß ihre Darstellung mit großen Schwierigkeiten verbunden war; Schwierigkeiten, gegen welche der erste Erbauer einer Hütte so lange ankämpfte, bis er sich überzeugt hatte, daß die eckigte Form in jeder Hinsicht die sicherste sey. Das Viereck war also unstreitig die erste Erfindung des Menschen. Durch seine ganze Konstrukzion zur Liebe für die runde Form genöthigt, bequemte sich der Mensch nur aus Gründen, welche eine beschwerliche Erfahrung ihm gab, zu viereckigten; und wenn wir aufmerksam auf die Darstellungen des Kombinazionsvermögens in dem Hausgeräth u. s. w. sind, so werden wir finden, daß der Mensch in allen denjenigen Dingen, deren Zweck sich nur einigermaßen mit dieser Urform vertrug, dieselbe beibehielt und immer nur nothgedrungen von ihr abwich.

Es würde allzu weit führen, wenn wir uns hier auf eine konjekturale Geschichte der

menschlichen Erfindungen oder vielmehr Darstellungen in der Form einlassen wollten. Genug, daß der Mensch nie Etwas dargestellt hat, worauf er nicht durch ein sehr dringendes Bedürfniß geführt wurde, und daß weder Spieltrieb, noch Formtrieb, noch Kunsttrieb den mindesten Antheil an diesen Darstellungen haben. Das Kombinazionsvermögen, durch ein dringendes Bedürfniß geleitet, hat alles durch die Sinne und die Gliedmaaßen hervorgebracht. *)

---

*) Wäre dies nicht der Fall, so würden wir in den menschlichen Erfindungen weit weniger Einförmigkeit und Übereinstimmung wahrnehmen, als wirklich darin vorhanden ist. Diese Einförmigkeit ist in der That auffallend. Der Grönländer fängt seinen Wallfisch eben so wie der Europäer, ohne die Art des Fanges von ihm gelernt zu haben. Auch er hat Harpune, die er dem Wallfisch in den Leib treibt; auch er hat Seile, woran diese Harpune befestigt sind: aber sowohl die Harpune als die Seile sind kleiner, und den Fahrzeugen, auf welchen er sich dem Wallfisch nähert, angemessen. Da er das Thier nicht verfolgen kann, so befestigt er an den Seilen Blasen, welche ihn den Tod desselben anzeigen müssen; und um den Fang, bei diesen kleineren Mitteln, zu sichern,

In der Natur der Sache lag es, daß die letzte Darstellung immer für das non plus ultra der Kombinazion gehalten wurde und dieser Achtung so lange genoß, bis eine vollkommnere sie verdrängte.

Die schönen Künste, welche die Griechen freie nannten, weil sie von Freien, im Gegensatz von Sklaven, geübt wurden, und welche wir bildende nennen, weil unsere Verfassungen, bei allen Mängeln, bei weitem vollkommner sind, als die griechischen waren — die schönen Künste, wenn wir die Baukunst abrechnen, welche eben so alt ist, als das menschliche Geschlecht — konnten nicht eher entstehen, als bis die Gesellschaft einen hohen Grad der Entwickelung erhalten hatte.

---

wählt er nur junge Wallfische. — Vor ungefähr hundert Jahren machte man die Bemerkung, daß die chinesischen Sprichwörter die größte Ähnlichkeit mit den deutschen hätten. — Sollte man nicht im Allgemeinen behaupten können, daß, die Nuanzen abgerechnet, welche das Lokal giebt, die Darstellungen des menschlichen Kombinazionsvermögens auf gleicher Stufe der Kultur nothwendig immer dieselben seyen?

Fangen wir mit der Geschichte der Bildhauerei an.

Die ersten Spuren der Bildhauerei treffen sich bei denjenigen Nazionen an, welche zahlreich genug sind, um einer regelmäßigen Regierung zu bedürfen, aber bei weitem noch nicht zahlreich genug geworden sind, um einen Begriff von Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zu haben. Die letztere wird der Priesterschaft anvertraut, welche, nachdem der Fetischdienst entweder durch sich selbst, oder auf dem Wege der Gewalt zerstört worden ist, sich genöthigt sieht, die koerzitive Macht in dem Bilderdienst aufrecht zu erhalten. Sie selbst schafft die ersten Bilder. Daß diese roh und unförmlich sind, versteht sich von selbst. Indessen ist ihre Veredelung von dem ersten Augenblick an nothwendig, wo sie Bedürfniß sind. Furcht vor der Priesterschaft trägt dazu nicht wenig bei. Dankbar nimmt diese an, was ihren Zwecken besser entspricht; und indem sie die Furcht Frömmigkeit nennt, verstärkt sie ihre Wirksamkeit.

War Thon der Urstoff aller Bildnerei, so ging man von ihm zum Holze über.

Von diesem schritt man zum Sandstein, und von dem Sandstein zum Marmor und zum Metall. Zum Übergang selbst bestimmte die Nothwendigkeit, indem es an dem einen oder dem anderen Stoffe fehlte.

Durch alle diese Verwandlungen ist auch die griechische Bildhauerei gegangen, wie wir aus dem Pausanias und allen griechischen Schriftstellern ohne Ausnahme sehen können. Von allen griechischen Statüen waren die des Dädalus die ersten, in welchen man eine so sprechende Übereinstimmung mit der Urform (dem menschlichen Körper) wahrnahm, daß man, um dem Künstler einen Lobspruch zu machen, erklärte: »Man müßte ihnen die Beine binden, damit sie nicht davon liefen.« Gleichwohl war noch ein großer Unterschied zwischen den Schöpfungen eines Dädalus und eines Phidias und Praxiteles. Da die griechische Bildhauerei durch diese Künstler ihrer Vollkommenheit so nahe gebracht wurde, so wollen wir bei ihnen verweilen, um zu sehen, wie sie diese Künstler wurden.

Lage und Beschaffenheit des Landes zwang die Athener zum Handel. Attika ist ein Dreieck, dessen Spitze und Seiten dem

Meere zugekehrt sind, während seine Basis mit dem festen Lande zusammenhängt. Der Raum, welchen dies Dreieck umschließt, enthält ungefähr sechs und achtzig französische Quadratmeilen und ist ganz mit hohen Bergen besetzt und mit tiefen Thälern durchschnitten, in welche sich, während des Frühlings, Bergströme ergießen. Im Mittag sieht man nichts, als eine Gruppe schroffer Felsen, deren ungeheure Masse der Gewalt der Wogen trotzt, und eine unabsehliche Lage von Sand und Kies, welche die Athenienser die phelläischen Gefilde nannten; Gefilde, welche zu einer ewigen Unfruchtbarkeit verdammt zu seyn scheinen, weil sie jetzt noch eben das sind, was sie vor mehreren tausend Jahren waren. Nur gegen Norden fand man einen Boden, der reicher an Pflanzen, besser mit Grün bedeckt und besonders zum Anbau des Weinstocks und Ölbaums sehr geschickt war. Hier nährten selbst die Gipfel der höchsten Berge, als des Parnes und Brilessus, Eichen, Zypressen, vorzüglich aber Fichten.

Lange beschäftigten sich die Attiker ausschließend mit der Viehzucht; am meisten mit der Zucht der Ziegen, welche in einem an

Salzquellen und bitteren Kräutern äußerst reichen Lande so gut gediehen, daß man selbst zu Solons Zeiten mehr Hirten als Ackerleute zählte. Als die Attiker endlich anfingen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen, bauten sie anfangs nur die Mitte der feuchten Thäler an; aber da die Bevölkerung von Stund' an zunahm, so kamen sie bald dahin, selbst am Abhange der Berge Pflanzungen und Gärten anzulegen, in welchen sie die Erdlagen gegen den Anlauf des Wassers durch gemauerte Einfassungen sicherten und dem Wachsthum der Pflanzen durch eine künstliche Bewässerung zu Hülfe kamen.

Wie groß aber auch ihre Betriebsamkeit in jeder Hinsicht seyn mochte, so brachte der leichte, schwammige Boden, den sie bebauten, nichts weiter hervor, als Gerste; Waizen wuchs entweder gar nicht, oder in so geringer Quantität, daß sie, nachdem sie einmal aufgehört hatten, von dem Ertrage ihrer Heerden zu leben, durchaus eine handelnde Nazion werden mußten. Sie gaben ihren Wein und ihr Öl, um Waizen dafür einzutauschen, bis sie die Entdeckung machten, daß die Natur ihnen in dem sunischen Vor-

gebirge reiche Kupfer- und Silberminen aufgespart hatte. Gab es damals freilich noch keine Münze, so gab es wenigstens Metall als Geld, und die Bearbeitung dieser Minen kam ihnen in sofern zu statten, als sie nun nicht mehr nöthig hatten, das Unentbehrliche gegen das Entbehrlichere einzutauschen, und als sie eben dadurch zu einem höheren Wohlleben geführt wurden.

In Attika war, wie in dem übrigen Griechenlande, die monarchische Regierungsform eingeführt; aber je mehr sich die Tendenz zum Handel entwickelte, desto lästiger wurden die Könige, welche, wie in allen kleinen Staaten der Welt, so auch hier, dem Erwerbsfleiß Schranken setzten. Man benutzte den Tod des Kodrus, um die Königswürde abzuschaffen; der Vorwand, unter welchem es geschah, beweiset bis zur Evidenz, daß die wahren Bewegungsgründe tiefer lagen. Eine Gesetzgebung trat an die Stelle der Willkühr. Sie war unvollkommen; allein, da sich die Sozialverhältnisse durch einen freien Handel nothwendig erweitern und veredeln müssen, so lösete den blutigen Drako bald ein menschlicher Solon ab. In den

Bürgerkriegen, welche bald darauf entstanden, kehrte das Königthum noch einmal zurück; aber für immer starb es mit dem Pisistratus, weil Attika, seiner Lage und Beschaffenheit nach, eine Republik werden mußte, wenn die Existenz seiner Bewohner erträglich werden sollte.

Die Befürchtung, daß die Kupfer- und Silberminen des Vorgebirgs von Sunium nicht immer vorhalten möchten, führte zum Kunstfleiß, und dieser, weil man der wohlfeilen Arbeiter nicht genug erhalten kann, wenn man viel gewinnen will, zur häuslichen Sklaverei, welche in Attika, wie wir oben gesehen haben, in kurzer Zeit so überhand nahm, daß die Zahl der Sklaven die der Einwohner um mehr als dreimal hundert und funfzig tausend überstieg. Kein Wunder, wenn jetzt die Athener, vermöge ihres Reichthums, ein Gegenstand des Neides und Hasses wurden. *)

Jede

*) Nichts ist betrieglicher, als wenn man bei der Bestimmung des Nazionalreichthums Summen mit Summen vergleicht. Das Geld hat keinen absoluten

Jede Nazion, welche sich dem Handel ausschließend widmet, übernimmt das Geschäft, die Bedürfnisse derjenigen Völker, mit welchen sie in Verbindung steht, aufs schärfste zu beobachten und sich derselben sogar zu bemächtigen. Dies thaten die Griechen mit einer Sorgfalt, welche sie zu den Engländern ihrer Zeit machte.

Der Polytheismus war damals über den größten Theil der Erde verbreitet. Dies benutzten besonders die Athener, um ihn zu

---

absoluten Werth und mußte in den früheren Zeiten nothwendig einen größeren Werth haben. Der Athener bezahlte für einen rohen Sklaven oft nicht mehr als eine halbe Mine, (ungefähr 6 Thaler) und für einen gebildeten, d. h. zu einem Handwerk angelernten, nie über fünf Minen (ungefähr 90 Thaler); aber daraus folgt nicht, daß er diese Waare nicht eben so theuer bezahlt habe, als der Engländer, dem ein Sklave, der Summe nach, im Durchschnitt sechsmal so viel kostet. Alkibiades hatte eine jährliche Revenue von 6000 Thalern; aber er besaß dadurch nicht viel weniger, als der verstorbene Herzog von Bedford mit seinen Millionen jährlicher Einkünfte. Wäre die Kultur von Peru ausgegangen, so würden Gold und Silber schwerlich jemals Zeichen geworden seyn.

einer reichen Erwerbsquelle zu machen. Sie fingen nämlich an, die Statuen zu liefern, welche diese Art des Kultus erfordert; und der Fleiß, den sie auf ihre Arbeit wandten, verschaffte ihnen so viel Ruf, daß sie in kurzer Zeit die ersten Lieferanten für diesen Artikel wurden. Das Monopol wurde ihnen durch seine Einträglichkeit bald so theuer, daß sie den Polytheismus selbst da noch in Schutz nahmen, als sie in ihrer Entwickelung weit genug vorgerückt waren, um die Abgeschmacktheit desselben zu erkennen. Keinem Zweifel ist es unterworfen, daß der siebenzigjährige Sokrates ein Opfer dieses Kaufmannsgeistes wurde, ob sich gleich die griechischen Schriftsteller wohl in Acht genommen haben, es laut zu sagen, weil sie das Geheimniß der Nazion nicht ungestraft verrathen durften. *) Priester waren die Ankläger des Sokrates; und wie groß auch die

*) Herr Paw irrte sehr, als er behauptete, Sokrates habe als Lehrer des Kritias, eines von den dreißig Tyrannen, den Giftbecher trinken müssen. Einen solchen Bewegungsgrund würden die Athener als Republikaner unbedenklich eingestanden haben.

Verachtung war, in welcher sie bei den Athenern standen, so erreichten sie dennoch diesmal ihren Zweck, weil er mit dem Nazionalegoismus koinzidirte. Und so starb Sokrates nach eben dem Gesetz, nach welchem Engländer und Holländer denjenigen mit dem Tode bestrafen würden, welcher den Einfall bekäme, die Unabhängigkeit einer ihrer reichsten Kolonien zu befördern, und nach welchem die Franzosen gegenwärtig Toussaint l'Ouverture einen Bösewicht nennen. Da es in Athen, außer den Sklaven, keinen Pöbel gab, so kannte jeder das Verbrechen des Weisen; aber indem man den Denker in ihm bedauerte, verlangte man gleichwohl, daß er ein kaufmännischer Patriot zugleich seyn sollte.

Für die Bildhauerei der Athener hatte übrigens die Natur selbst so viel gethan, daß es nur eines bleibenden Antriebes bedurfte, um sie zur Vollkommenheit zu bringen. In dem unfruchtbaren Attika ließen es die ansehnlichen Lagen von weißem Marmor, welche überall in den Eingeweiden der Erde verschwendet waren, so wenig an Stoff fehlen, daß die ganze damals bekannte Erde

mit Statuen bedeckt werden konnte, ehe die Steinbrüche der Berge Hymettus und Pentelikus erschöpft waren. Von der anderen Seite hatten die Künstler, was man schönes Ideal zu nennen pflegt, in und um sich; denn mit einer so bezaubernden Schönheit war das männliche Geschlecht ausgestattet, daß sie nur kopiren durften, um Ideale darzustellen, und daß alles, was wir noch jetzt von der Schönheit eines Xenophon, Kritias, Alkibiades, Charmides, Pyrilamp u. s. w. wissen, es nur allzu begreiflich macht, wie die Künstler sich so schnell zu Göttergestalten erheben konnten. Minder schön war freilich das weibliche Geschlecht in Attika; allein diesen Mangel ersetzte man durch schöne Insulanerinnen aus der Nachbarschaft, welche blos den Vortheilen zu gefallen, die der Polytheismus durch die Bildhauerei gewährte, so viel Schutz und Anbetung in Athen fanden.

So entstand und vervollkommnete sich die griechische Bildhauerei. So wie der Polytheismus ihre Quelle war, so wurde der Untergang desselben ihr Ende. Die schnellen Fortschritte, welche sie machte, verdankte sie

theils dem Handel, theils der damit im engsten Zusammenhange stehenden häuslichen Sklaverey, welche den Bürgern von Athen keine andere Beschäftigung übrig ließ, als die adelichste. *)

Hätten wir in unseren nicht auf Sklaverei basirten Staaten nöthig gehabt, denjenigen Zeitpunkt der Musse abzuwarten, der, wenn er bei einer vollkommneren Verfassung zu einer vollkommneren Bildhauerei führen soll, nur durch eine nicht zu berechnende Volksmenge hervorgebracht werden kann; so würden wir noch weit hinter den Griechen zurück seyn. Dagegen aber ist es auch erwiesen, daß wir von dem Augenblick an, wo uns diese Musse wird zu Theil geworden seyn, mit weit besseren Antrieben, die griechischen Muster hinter uns zurück lassen werden.

---

*) Bedenkt man dies alles, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß, könnte der Polytheismus von neuem entstehen und einträglich gemacht werden, die Engländer gleich nach den ersten zwanzig Jahren die ersten Bildhauer eben so sehr seyn würden, als sie jetzt die ersten Manufakturisten sind.

Es lag in der Natur der Sache, daß, in neueren Zeiten, Italien das Land der Bildhauerei wurde. Einmal befanden sich hier die meisten Überreste griechischer Kunst; dies forderte zugleich zur Nachahmung auf und erleichterte sie. Zweitens war Italien um die Zeit, wo diese Nachahmung am lebhaftesten betrieben wurde, in mehreren Punkten dem alten Attika ähnlich: der römische Bischof hatte sich ganz Europa tributbar gemacht, und indem die Handelsstaaten Italiens zu gleicher Zeit im Alleinbesitz des Welthandels waren, so weit er sich damals verbreitete; so hatte sich durch beides jene Musse entwickelt, welche Arbeiten dieser Art allein möglich macht. Daß man sich auf Kopiren einschränkte und sich höchstens bis zur Nachahmung erhob, davon lag der Grund nicht — wie man gewöhnlich annimmt — in dem größeren Genie der Griechen, sondern in dem Mangel an Antrieb, in sofern nämlich Monotheismus und Polytheismus hierin einen großen Unterschied machen. Die Einschränkung der neueren Bildhauerei auf ausgezeichnete Menschen hat alle die Unterschiede hervorgebracht, welche

sie zu ihrem Nachtheil von der alten absondern und zu einer besondern Art konstituiren. Was in den Schöpfungen der neueren Bildhauer mechanisch ist, steht gewiß nicht hinter der Arbeit der Alten zurück; aber wie viel verlieren diese Schöpfungen, wenn sie nicht Kopien oder Nachahmungen sind, dadurch, daß sie auf Kostum angewiesen sind! Selbst das beste ist abscheulich, weil es die Natur verhüllt.

Ob jemals eine Zeit kommen wird, wo sich die Bildhauerei noch über das sogenannte schöne Ideal der Griechen erheben kann? — Warum nicht? — Wenn die Griechen nie etwas anderes darzustellen vermochten, als Griechheit, so können die gegenwärtigen Nazionen dahin gelangen, Menschheit darzustellen; und Darstellungen dieser Art müssen, sobald sie erscheinen können, nothwendig den Vorzug vor den griechischen haben. Eine Nazion ist nicht nothwendig häßlicher als die andere. Die Verhältnisse des Körpers bilden sich um so regelmäßiger aus, je weniger diese Ausbildung durch anstrengende Arbeiten gestört und je mehr sie durch zweckmäßige Übungen unterstützt wird. Die Art

der Nahrung hat den entschiedensten Einfluß auf die Schönheit; angenehme Affekten erhöhen sie; Beschäftigung mit gewissen Ideen giebt ihr einen unwiderstehlichen Reiz. Nehmen wir dies alles zusammen; so ist es wahrlich nicht unwahrscheinlich, daß durch Erfindung neuer Maschinen zur Erleichterung der Arbeit, durch fortgesetzte Veredelung der Nahrung, durch Erleichterung der Subsistenz und Bewahrung vor allen zerstörenden Leidenschaften, endlich, durch eine ganz neue Ideenmasse, die menschliche Gestalt, in Verlauf der Zeit, in ihren ausdruckvollsten Theilen ein Interesse gewinnen könne, welches wir gegenwärtig gar nicht zu ahnen im Stande sind. Und dann wird man über das schöne Ideal der Griechen eben so lächeln, als man gegenwärtig beim Anblick chinesischer Statüen lächelt.

Die Geschichte der Malerei liegt eben so sehr im Dunkeln (wenn man nämlich die Forderung macht, daß das Gesetz der Nothwendigkeit überall dargestellt werde) als die

der Bildhauerei; aber mit der größten Sicherheit kann man voraussetzen, daß weder Spiel noch Form noch Kunsttrieb das Mindeste zur Hervorbringung desjenigen Grades der Vollkommenheit in dieser Kunst gewirkt haben, in dessen Besitze wir uns gegenwärtig befinden.

Die Malerei ist viel älter als die Schreibkunst und wahrscheinlich die Mutter der letzteren. *)

Sobald die Schreibekunst ausgesprochen war, sank die Malerei ins Nichts zurück.

Als sie nach mehreren Jahrhunderten in Griechenland neues Leben erhielt, da waren ihre ersten Versuche so unvollkommen, daß die Künstler sich genöthigt sahen, dem Auge durch Unterschriften zu Hülfe zu kommen, wodurch sie erklärten, daß der dargestellte Gegenstand ein Baum oder ein Thier von einer bestimmten Art seyn sollte.

Schnelle Fortschritte machte sie, als der

---

*) Die Fabel von dem korinthischen Mädchen, das seinen Liebhaber beim Schein einer Lampe an der Wand zeichnete und dadurch die erste Malerin wurde, ist ingeniös aber unhistorisch.

Handel sich ihrer annahm; denn nun wurde sie von mehreren Individuen kultivirt, welche unter einander wetteiferten.

Im Ganzen genommen war ihre Tendenz in Griechenland mehr moralisch als religiös, weil sie weniger zur Verherrlichung der Gottheiten, als zur Verherrlichung ausgezeichneter Menschen und merkwürdiger Begebenheiten gebraucht wurde. Eben deswegen blieb sie hinter der Bildhauerei zurück. Wie weit die Kunst eines Panäus, eines Polygnotus, eines Aristides, eines Parrhasius, eines Zeuxis reichte, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, da von ihren vergänglicheren Werken nichts auf unsere Zeiten gekommen ist; aber unstreitig hatte der nächste Meister immer Vorzüge vor seinem Vorgänger in der Kunst; und eben so unstreitig würden sie alle ohne Ausnahme erstaunen, wenn sie die Werke eines Raphael, Tizian, Leonardo da Vinci und anderer berühmten Meister der italiänischen Schule sehen könnten. Wie unvollkommen mußten die zusammengesetzteren Gemälde der Griechen seyn, wenn sie keine Perspektive kannten!

Was in Hinsicht der Bildhauerei über

das schöne Ideal bemerkt ist, das gilt auch von der Malerei. Ehe man dazu gelangte, beschäftigte man sich mit Portraitiren, und selbst als man dazu gelangt war, las Zeuxis noch die Züge zu einer Helena aus mehreren schönen Individuen zusammen. Kein vortheilhaftes Zeugniß für seine Kunst! Der Kanon des Polygnotus würde jetzt in artistischer Hinsicht ganz unbrauchbar seyn, und, wenn er auf unsere Zeiten gekommen wäre, höchstens eine Aufnahme in die Kompilazionen verdienen, die wir Geschichte der Malerei nennen.

Die Baukunst, welche so alt ist, als das menschliche Geschlecht, entwickelte sich in Griechenland sehr allmählig.

Auch für sie that das Bedürfniß alles. Die Ziegenhirten, welche ihre Heerden auf den Hymettus und Brilessus trieben, hatten gewiß nichts mehr, als eine einfache Hütte, worin sie mit Frau und Kind und Vieh eben so durch einander lebten, als es in gewissen Gegenden Deutschlands und der Schweiz

noch jetzt gewöhnlich ist. Erst als Attika anfing, Manufakturen und Fabriken zu bekommen, vergrößerten sich die Wohnungen, theils um Spielraum für die Arbeiter, theils um Abschläge für die Sklaven zu erhalten; bekanntlich stand die Zivilbaukunst der Athener in der engsten Verbindung mit ihrer politischen Verfassung. Von den größeren Zivilgebäuden erhob man sich zuvörderst zu Landhäusern, in welchen man dem, in demokratischen Verfassungen so gewöhnlichen Vorwurfe der Ungleichheit zu entrinnen suchte, und zuletzt zu Prachtgebäuden und Tempeln.

Bauten die Griechen in Marmor, so hatte die Noth einen großen Antheil an dieser scheinbaren Verschwendung, indem andere Baumaterialien für sie bei weitem kostbarer waren, als Marmor, den sie so sehr in ihrer Nähe hatten; vorzüglich hatte das holzarme Griechenland alle Ursache, seine unbedeutenden Wälder für den Schiff- und Bergbau aufzusparen. Jene für die Griechen wohlfeilere Art zu bauen, ist es für uns nicht; aber daraus den Schluß ziehen, daß sie in ihren Konzepzionen kühner gewesen wären, ist Unsinn. In allen Hauptstädten Europa's

giebt es gegenwärtig sowohl öffentliche als Privatgebäude, denen, ob sie gleich nicht aus Marmor aufgeführt sind, ein griechischer Architekt seinen Beifall, oder vielmehr sein Erstaunen nicht versagen würde. Am wenigsten würde er dies Erstaunen unterdrücken können, wenn er, auf einen höheren Standort geführt, den Umfang und die Verhältnisse einer unserer Hauptstädte überschauen könnte. Und diese neuere Baukunst ist größtentheils aus uns selbst hervorgegangen und alles was darin unaufhörlich verbessert wird, führt zu der Vermuthung, daß noch lange kein Stillstand statt finden werde. Je mehr sich die physischen Wissenschaften, von welchen die Baukunst so abhängig ist, entwickeln, desto größer werden ihre Fortschritte seyn. Vielleicht sind die Veränderungen, welche in dem nächsten Jahrhundert erfolgen werden, eben so bedeutend, als sie es in dem letzten gewesen sind. Ich habe bezaubernde Plane zu Badehäusern, Kirchhöfen u. s. w. gesehen. Warum sollten meine Enkel sie nicht ausgeführt erblicken?

Musik; Tanzkunst.

Man geräth in Verlegenheit, wenn man diesen Künsten, so wie den vorigen, eine allgemeine Benennung geben will.

Auch die Geschichte der Musik läßt sich, wie jede andere Kunstgeschichte, in einem gewissen Sinne des Worts, ergänzen; indem man nämlich von den ersten Anfängen der Kunst, so wie sie sich noch immer bei rohen Völkerschaften antreffen lassen, ausgeht, und jeden Fortschritt als Verwandelung oder Entwickelung darstellt. Aber nie wird es eine eigentliche Geschichte der Musik geben, d. h., eine Geschichte, in welcher alle diese Verwandelungen als nothwendig erscheinen.

Die Musik ist ohne allen Widerspruch ein Kind der Musse. Ihr erster Ursprung findet sich bei allen Hirtenvölkern. Anfangs sehr einfache Instrumente. Nach und nach, so wie das Kombinazionsvermögen wächst, zusammengesetztere. Aus der Melodie entwickelt sich die Harmonie mit ihrer ganzen Gesetzgebung. Ehe diese gefunden wird, giebt es schwerlich eine andere Musik als die schmetternde. Einer solchen verdankten

Thebens Mauern ihre Entstehung. Der Blindgeborne, welcher zwischen den Tönen einer Trompete und der rothen Farbe eine Ähnlichkeit fand, hatte nicht ganz Unrecht. Beide wirken wenigstens für das rohe Gemüth auf gleiche Weise, und die Wirkungen, welche eine schmetternde Musik hervorbringt, sind bei weitem die größten.

Welch ein Unterschied zwischen der Musik eines Otahetiers und der eines Italiäners! Und doch ist die Gränze dieser Kunst eben so wenig gefunden, als die Gränze irgend einer anderen. Vielleicht sind die Gesetze der Harmonie aufs Reine gebracht; aber dies gilt durchaus nicht von der Melodie. Sie kann nicht eher aufhören, sich zu entwickeln, als bis die Musik einen allgemein verständlichen Sinn erhalten hat. Wie die reine Mathematik zur angewandten, so verhält sich die Harmonie zur Melodie; und gerade so wie alle Zweige der angewandten Mathematik einer unbegränzten Entwickelung fähig sind, eben so müssen auch alle Zweige der musikalischen Komposizion durch tausend Verwandlungen gehen, bis jeder von ihnen seinen bleibenden Charakter erhält, wofern

es nicht nothwendig ist, daß, während dieses Entwickelungsgeschäfts, mehrere derselben ganz verschwinden. Der Anfang dazu ist bereits gemacht.

Es ist unstreitig zu bedauern, daß nicht jede europäische Nazion ihren eigenen Weg in musikalischen Komposizionen geht. In sofern nämlich jede von ihnen ihren eigenthümlichen Charakter hat, würde ihn die Musik ausdrücken und dabei die Verwandlungen, welche die Kultur überhaupt erfährt, mehr oder weniger darstellen. Aber soweit ist man in Hinsicht auf Musik von allen Nazionalstolz zurückgekommen, daß man, ohne Unterschied, von Italiänern, Franzosen, Engländern, in Deutschland borgt und daß alle diese Nazionen, die Italiäner etwa ausgenommen, es nicht besser machen. Diesem unsinnigen Borgen ist unstreitig ein großer Theil der Verwirrung zuzuschreiben, welche gegenwärtig in der Musik herrscht und so sehr überhand nimmt, daß die Künstler zum Theil gar nicht mehr wissen, was sie darstellen sollen. Immer wird diese Verwirrung indessen nicht herrschen; und es sey nun, daß man zum Nazionellen zurückkehre, oder das

Allgemeine vereinfache, so wird immer eine Simplifikazion der Musik zum Vorschein kommen.

Die Tanzkunst hat zu allen Zeiten mit der Musik in der engsten Verbindung gestanden, und diese Verbindung kann durch nichts aufgehoben werden. Der Grund ist folgender:

Das Tanzen setzt immer eine natürliche oder künstliche Exaltazion voraus; und da sich weder die eine noch die andere dieser Exaltazionen durch sich selbst halten kann, so muß sie in der Musik eine Stütze bekommen. So wie das Tanzen gewöhnlich von statten geht, ist die Musik der einzige Erklärungsgrund dieser Erscheinuug. Man denke sie sich weg, so muß man auf Verrücktheit oder einen der Verrücktheit ähnlichen Zustand zurückschließen.

Wollte man eine Geschichte der deutschen Tanzkunst schreiben, so würde, wenn sie anders vollständig geliefert werden sollte, die ganze Kulturgeschichte dieser Nazion darein

verwebt werden müssen; denn nur auf diese Weise läßt sich begreifen, warum wir die deutschen Tänze, welche Tazitus beschreibt, nicht beibehalten haben. *) Die englischen und französischen Tänze, welche gegenwärtig in Deutschland getanzt werden, sind dem Deutschen aufgedrungen worden. Wie ist er dazu gekommen, sich dergleichen aufdringen zu lassen, da er in so vielen anderen Dingen seinen eigenen Weg gehet?

Es verräth wenig Nachdenken und eine große Unbekanntschaft mit der Geschichte, wenn man behauptet, die südlichen Nazionen seyen zum Tanze gebohren; **) sie sind es nicht mehr als die nördlichen, weil Exaltazion der letzte Grund des Tanzens ist und dieser Grund für alle Menschen ohne Aus-

---

*) Genus spectaculorum unum, atque in omni coetu idem. Nudi juvenes, quibus id ludicrum est, inter gladios se atque infestas frameas, saltu jaciunt. Exercitatio artem paravit, ars decorem. De moribus Germaniae cap. 24.

**) Man sehe Christian August Fischers Gemälde von Madrid pag. 455, wo der Fandango der Spanier sehr reizend beschrieben wird.

nahme statt findet, in sofern nämlich alle der Leidenschaft fähig sind. Das Charakteristische in den Tänzen südlicher Nazionen blos vom Klima herleiten, heißt gleichfalls, sich die Mühe ersparen wollen, in die Geschichte dieser Nazionen zurückzukehren, um darin die Gründe der Entwickelung aufzusuchen. Es gab eine Zeit, wo die Tänze der Spanier minder wollüstig waren, als sie es gegenwärtig sind; es war die Zeit, wo die mehr republikanische als monarchische Verfassung die ganze Nazion zu einem höheren Ernst stimmte. Mag es sonderbar klingen; aber es ist dem Geschichtsforscher deswegen nicht weniger erwiesen, daß die spanische Inquizion mit den gegenwärtigen Nazionaltänzen in der engsten Verbindung steht; versteht sich, nicht so wie die Inquisizion gegenwärtig ist, sondern so wie sie unter Philipp dem Zweiten war, als gerade sie die unumschränkte Monarchie gebar und dadurch die ganze Nazion auf Ein Gefühl beschränkte, welches im Verlauf der Zeit nothwendig in eine leichtfertige Salazität ausarten mußte. Brächte das Klima wollüstige Tänze hervor, so müßte man sie unter denselben Graden

der Länge und Breite immer wiederfinden; daran aber fehlt so viel, daß man in Afrika und Amerika nur Kriegestänze kennt und kannte. So wie sich die Spanier von den Fesseln befreien werden, in welchen sie noch immer gehen, wird, wie alles Übrige, was jetzt noch in ihnen nazional ist, auch das Tanzen seine Gestalt verändern; und es ist höchst wahrscheinlich, daß man nach hundert bis zweihundert Jahren von diesen wollüstigen Tänzen eben so wenig eine Spur findet, als man dergleichen in jenen Zeiten fand, wo Juan de Padilla's Gattin Toledo vertheidigte.

Eurithmie der Bewegungen, durch keine Art von Exaltazion hervorgebracht, wird zuletzt allein von der Tanzkunst übrig bleiben.

Physische Wissenschaften.

So nenn' ich alle diejenigen Wissenschaften, welche den Anwendungen des Kombinazionsvermögens auf die Körperwelt ihre Entstehung verdanken.

An jedem Körper läßt sich viererlei in Erwägung ziehen, nämlich: Form, Gehalt,

Gesetz der Erscheinung und Grund desselben. Dies bringt die natürliche Eintheilung der physischen Wissenschaften in mathematische, physiologische (sonst auch physische) und chemische zu Wege. Da die Körper in Ansehung ihrer Kräfte und des Grundes derselben verschieden sind, oder verschieden scheinen, so können die physiologischen und chemischen Wissenschaften sich wiederum auf sehr mannigfaltige Weise theilen, je nachdem die Kraft und die Ursach derselben eine thierische, oder vegetabilische, oder mineralische oder Elementarkraft ist; aber es ist deshalb nicht nöthig, die allgemeine Benennung zu verändern. Anatomie und die im engeren Sinne des Wortes sogenannte Chemie können zu demselben Genus der Wissenschaft gehören, wenn gleich die erstere mit dem Messer, die letztere mit Elementarkräften zersetzt.

Doch ohne dies weiter zu verfolgen, bemerk' ich in Ansehung der mathematischen Wissenschaften, daß sie nothwendig früher entstehen mußten, als die letzteren, weil die Menschen ursprünglich ein weit größeres Interesse hatten, sich mit den Formen und dem Gehalte der Dinge bekannt zu machen,

als mit ihrer inneren Beschaffenheit und dem Grunde derselben.

Die Geometrie war in ihrem ersten Ursprung nichts weiter, als Feldmeßkunst, oder einfachste Rechenkunst. Ob sie sich, wie Einige behaupten, zuerst in Ägypten entwickelt habe, ist ungewiß, da wir mit der Bildungsgeschichte der Chinesen viel zu wenig bekannt sind, um über so etwas absprechen zu können. Es ist sogar die Frage, ob es nicht auf irgend einem Punkt der Erde ein Volk gegeben habe, das noch vor den Chinesen zur Feldmeßkunst durch die physische Beschaffenheit seines Landes eben so aufgefordert wurde, als die Ägypter. Wie dem aber auch sey, der erste Grund zur reinen Geometrie wurde da gelegt, wo der Ackerbau so große Fortschritte gemacht hatte, daß über das Mein und Dein im Grund und Boden ein Streit entstehen konnte. Fortschritte, welche immer eine ziemlich große Bevölkerung voraussetzen.

Gäbe es eine eigentliche Geschichte der reinen Geometrie, so würden wir nicht nur wissen, wann jeder neue Lehrsatz ausgesprochen wurde, sondern auch, wie er nothwendig

habe dargestellt werden müssen. Nur faktisch wissen wir, daß es eine Zeit gab, wo sich das, was wir gegenwärtig ein vollendetes System nennen, mit dem pythagorischen Lehrsatz schloß; und daß mehrere Jahrhunderte verfließen mußten, ehe ein Gelehrter in Alexandrien, Namens Euklides, mit diesem System zum Vorschein treten konnte. Ob es für immer abgeschlossen sey, ist wenigstens in sofern problematisch, als man nicht strenge erweisen kann, daß das menschliche Kombinazionsvermögen keine neuen Gegenstände der Vergleichung in Hinsicht auf Körperformen auffinden, oder die Beweise durch Abkürzung verstärken werde. So wie dies System einmal dasteht, ist es eigentlich eine konzentrirte Geschichte der Entdeckungen des menschlichen Kombinazionsvermögens in Hinsicht der Körperformen; aber welchen unendlichen Reiz würde es haben, wenn Euklides, statt des Systems, eine entwickelte Geschichte der Lehrsätze gegeben hätte!

Wie viele Generazionen sind gestorben und welche Ströme Bluts sind vergossen worden, ehe und **damit** dies System dargestellt werden konnte! Wenige lassen sich

gegenwärtig einfallen, daß es Ströme Bluts erspare. Und doch ist nichts gewisser. »Wir wollen einen Mathematiker zu Rathe ziehen,» sagt man jetzt in Fällen, wo man sich ehemals in die Gurgel faßte. Und auch wie wenige sagen dies, da das Studium der Geometrie immer allgemeiner wird! Wie sehr dies zür Humanisazion beitrage, sieht man am lebendigsten an den Mathematikern selbst. Keine ruhigere Menschen als sie, wenn es einen Streit um Formen oder Größen gilt. »Sie haben Unrecht,« sagen sie, setzten den Zirkel oder die Feder an, und überzeugen.

Die Arithmetik hat ihre erste bedeutende Ausbildung in denjenigen Zeiten erhalten, wo Handel und Wandel größer wurden; und da dieser Zustand der Gesellschaft ein vollkommenerer ist, so kann man mit der größten Sicherheit annehmen, daß sie späteren Ursprungs sey, als die Geometrie.

Es giebt noch jetzt Völker, welche nur bis drei zählen. Andere zählen bis fünf; noch andere bis zehn; noch andere bis zwanzig; noch andere bis hundert. Von hier aus scheinen die Fortschritte leichter zu seyn.

Man hat sehr oft aus jenen Erscheinungen auf eine angeborne Dummheit zurückgeschlossen; aber mit Unrecht, weil diese Völker immer das kombinirt haben, was ihnen nöthig war. Der Mensch spricht in einer gegebenen Zeit und in einem gegebenen Zustande der Gesellschaft nie mehr aus, als sich damit verträgt; und hätte sich bei jenen entweder sehr südlichen oder sehr nördlichen Völkern eine große Gesellschaft entwickeln können, so würden sie in der Arithmetik um nichts hinter uns zurück seyn.

Gab es nicht eine Zeit in Deutschland, wo Adam Riesens Rechenbuch das **non plus ultra** der arithmetischen Kunst war und als solches allgemeine Bewunderung fand? Wähnte man nicht eine längere Zeit, Peschek sey unübertrefflich? Man vergleiche Ernst Gottfried Fischer mit Peschek, um die Fortschritte kennen zu lernen, die seitdem gemacht sind. Nicht blos von eins hinauf, sondern auch von eins hinab haben wir zählen gelernt, und wie sehr hat die Arithmetik dadurch gewonnen! Wie lange ist es her, daß man sie in eine allgemeine Größenlehre verwandelt hat, wovon weder Adam Riese

noch Peschek das mindeste ahneten? Da wo man sich noch vor ungefähr funfzig Jahren nie über die Regel de Tri und ihren sogenannten Pointillen erhob, lehrt man gegenwärtig Algebra, diese allgemeine Größenlehre, in welcher Geometrie und Arithmetik gewissermaßen verschmolzen werden. Brauchte man ehemals Jahre, um, wie man es nannte, die Regel de Tri recht gründlich vorzutragen, so gebraucht man gegenwärtig dazu zwei Stunden, ohne der Gründlichkeit den mindesten Abbruch zu thun. Selbst der Integral- und Differenzialkalkul fängt schon an, ins Leben überzugehen; und so groß sind die Fortschritte, welche man, seit Newtons Zeit, darin gemacht hat, daß mancher zwanzig bis fünf und zwanzigjährige Jüngling, der noch nie etwas eigenes kombinirt hat, im Stande ist, den größten Arithmetikern der Vorzeit Aufgaben vorzulegen, welche sie stutzen machen würden. Alle Arithmetiker gestehen dabei, daß ihre Wissenschaft noch lange nicht vollendet ist. Sie geben sogar an, wo es noch fehlt; und dies ist das sicherste Unterpfand, daß das Fehlende werde gefunden werden.

Und was ist die Ursache aller dieser Erscheinungen? — Nichts anderes als das größere, vollständigere Leben, das uns in Europa zu Theil geworden ist, das immer neue Verhältnisse schafft und dadurch immer mehr Einsichten entwickelt.

Wie viel ist von den Fortschritten, welche die Arithmetik gemacht hat, selbst auf die Regierungen übergegangen! Unsere Sterbekassen, Wittwenkassen, Banken, Kreditsysteme u. s. w. was sind sie anders, als Zurückwirkungen der durch die Gesellschaft vervollkommneten Größenlehre? Nichts wußten Griechen und Römer von solchen Einrichtungen und ihre Sozialverhältnisse waren dadurch nur um so unvollkommner. Es ist wahr, daß die Vervollkommnung des Kalkuls auch hie und da nachtheilig auf die Gesellschaft zurückgewirkt hat, indem er z. B. den Lotterien ihre Entstehung gab; allein wie wenig verschlägt, wenn man billig denken will, ein so einzelnes Institut, wie die Lotterie ist, gegen die Menge der unwidersprechlich wohlthätigen? Und wie lange kann es dauern, bis die Regiernngen einsehen, daß längere Duldung eines solchen In-

stituts ihr eigener Nachtheil ist, da sie nur durch Identifikazion mit dem ganzen Staate gedeihen können? —

Die Wechsel der Kaufleute führten zu der Idee von einer Bank und schufen auf diese Weise das Papiergeld. Welch ein Leben ist dadurch in den Handel gekommen! Wie sehr hat sich die Masse des Geldes dadurch vermehrt! England hat mehr Staatsschulden, als alles Gold und Silber der Erde beträgt; aber England dauert fort und genießt eines hohen Grades von Wohlleben und Beglückung.

Man gehe in die Zeiten zurück, wo es, ich will nicht sagen keine Staatspapiere gab, um den Umlauf des Geldes zu befördern, sondern wo es nicht einmal gemünztes Gold und Silber gab. Wie beschwerlich mußte da die Existenz seyn, wie groß die Furcht vor Betrug, wie häufig der Betrug mit allen seinen blutigen Folgen! Faustrecht, ungemünztes Gold und Silber, unentwickelte Arithmetik, dies alles gehört zusammen und verdrängt sich wechselseitig durch die größere Entwickelung der Gesellschaft, so daß selbst die tiefsten Abstrakte der Größenlehre zuletzt

zur Berichtigung der Sozialverhältnisse und zu einem höheren Lebensgenusse beitragen müssen. Es ist vorherzusehen, daß auf diesem Wege nach hundert bis zweihundert Jahren eine Revoluzion im Handel und Wandel zu Stande gekommen seyn werde, welche sich gegenwärtig gar nicht berechnen läßt. Aber auch die übrigen Lebensverhältnisse werden dadurch gewinnen; und was ist einleuchtender, als daß die Gesetzgebungen, welche immer Abstrakte dieser Verhältnisse sind, alsdann ein ganz anderes Ansehn werden gewonnen haben? Die Menschheit wird durch die Mathematik, wie bisher, glücklicher und eben dadurch moralischer werden. *)

---

*) Ohne Feder oder Griffel anzusetzen, löseten Bauernsöhne auf dem Dorfe Rekan bei Brandenburg, vor ungefähr acht und zehn Jahren, die zusammengesetztesten Aufgaben der sogenannten Gesellschaftsrechnungen, durch die bloße Schärfe ihres geübten Kombinazionsvermögens, mit einer Leichtigkeit, welche die meisten Zuschauer in Erstaunen setzte. Ich weiß nicht, ob der achtungswürdige Herr von Rochow, unter dessen Aufsicht diese Übungen angestellt wurden, sich dieselben auch von der moralischen Seite berechnet hatte; aber ausge-

Ich muß zu diesen Bemerkungen über die reine Mathematik noch eine hinzufügen, welche mir bedeutend scheint.

Man hat das Studium dieser Wissenschaft sehr häufig als ein vorzügliches Mittel zur Berichtigung des Kombinazionsvermögens empfohlen. Zu läugnen ist es nicht, daß, indem das Studium eine lange Reihe von wahren Sätzen in ihrem Zusammenhange überschauen lehrt, das Kombinazionsvermögen zugleich an Stärke und Umfang gewinnen muß. Allein kann sich die bildende

---

macht ist es, daß diese Bauernsöhne, herangewachsen, nicht die Betrogenen im Handel und Wandel und in allen denjenigen Lebensverhältnissen, auf welche die Größenlehre sich anwenden läßt, seyn werden. Und dadurch ist unberechnbar viel für die Moralität gewonnen, weil entdeckter Betrug immer zu antisozialen Gesinnungen führt. Macht man jetzt weniger Aufhebens von dieser Schule als ehemals, so kann dies mehrere Gründe haben. Ich kenne sie nicht; aber groß und nachahmenswerth war die Idee des Stifters derselben, und einen Beweis von Nazionaldankbarkeit hat er eben so sehr verdient, als irgend einer von den Helden, welche auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin verherrlicht sind.

Kraft der reinen Mathematik noch weiter erstrecken? Auffallend ist es, daß die besten Mathematiker, wenn es auf Erklärung moralischer Erscheinungen ankömmt, um nichts besser kombiniren, als alle diejenigen, welche ihr ganzes Leben hindurch mit der Mathematik unbekannt geblieben sind. Auffallend ist es ferner, daß die Verwirrung in den moralischen Wissenschaften nie größer gewesen ist, als in denjenigen Zeiten, wo man die Formeln der Mathematik, auf sie anzuwenden suchte. Woher dies? Unstreitig daher, daß die Mathematik selbst eine Ausgeburt des Kombinazionsvermögens, eben so wenig, als irgend eine andere Kunst oder Wissenschaft, zur Berichtigung desselben beitragen kann, wenn gleich ihr Einfluß auf die Entwickelung desselben gar nicht in Zweifel gezogen werden darf; und daher, daß Linien und Zahlen, die ewigen Abstrakte der Körperwelt, sich nicht auf die Erscheinungen der moralischen Welt anwenden lassen, wenigstens jetzt noch nicht. Ohne zu wiederholen, was im Anfange dieses Werkes über die Organe und deren Wirkungen gesagt ist, beschränke ich mich auf den Zusatz: daß,

obgleich die Mathematik, als menschliche Wissenschaft, wohlthätig auf die Gesellschaft refluiren kann, sie dennoch die Erscheinungen derselben eben so wenig zu erklären, als die Urtheile darüber zu berichtigen vermag; ja, daß da, wo sie sich dieses anmaßet, eine gränzenlose Verwirrung nothwendig entstehen muß.

Was die angewandte Mathematik betrifft, so verliert sich die Entstehung der Astronomie in die entferntesten Zeiten. Wie weit man aber auch in die Urgeschichte des menschlichen Geschlechts zurückzugehen genöthigt seyn mag, um ihren ersten Ursprung aufzufinden; so kann man wenigstens da stehen bleiben, wo man sich zuerst genöthigt sah, den Fetischdienst aufzugeben und die koerzitive Macht der Religion aus dem Universum herzunehmen. Dies beweisen die Sternbilder, welche nur auf diesem Wege erfunden werden konnten und in der Folge beibehalten wurden, weil sie zur Benennung einzelner Sterne oder Konstellazionen so be-

quem

quem waren; dies beweiset vorzüglich die Furchtbarkeit derjenigen Thiere, die man dazu wählte. Aus diesem neuen Kultus entstand zuerst Astrologie und durch diese, Astronomie.

Selbst nachdem diese Wissenschaft bereits in einem hohen Grade durch die Griechen war entwickelt worden, konnte sie sich in jenen trüben Zeiten, wo die Natur ein größeres gesellschaftliches Leben verbreitete, ich meine das Mittelalter, nur in der Gestalt der Astrologie erhalten.

Was war die Astronomie vor ungefähr zwei Jahrhunderten, was ist sie jetzt, und was wird sie künftig seyn?

Als Galilei seine Behauptung: die Erde bewege sich um die Sonne, nicht diese um jene, durch einem jahrlangen Aufenthalt im Kerker büßen mußte, da war freilich noch nichts von alle dem vorhanden, was dieser Behauptung gegenwärtig selbst für den Nicht-Astronomen eine unwiderstehliche Evidenz giebt; und Jesuiten mußten die Verfolger des Denkers werden, weil jede Entdeckung, welche die Natur ewigen Gesetzen unterwirft, der koerzitiven Kraft der Religion (deren entschlossene Vertreter zu seyn, ihre Bestim-

mung war) den wesentlichsten Abbruch thut. Aber so nothwendig es war, daß der erste astronomische Freigeist in einem Lande auftrat, in welchem Pabstthum und Handel wetteifernd ein größeres Leben durch Volkszahl und bessere Sozialverhältnisse hervorbrachten; eben so nothwendig mußte ein halbes Jahrhundert darauf, nachdem sich der Handel mit seinen ungeheuren Wirkungen nach England gezogen hatte, in diesem Lande ein noch kühnerer Denker auftreten, welcher, vermöge der Entwickelung, die gewisse Theile der Physiologie durch die Mathematik erhalten hatten, das Gravitazionsgesetz aussprach und dadurch die Galileische Behauptung über allen Zweifel erhob.

Und welche Fortschritte hat die Astronomie seitdem gemacht! So weit ist es gekommen, daß man im Stande war, die Existenz eines Planeten vorherzusagen, ehe noch die besten Fernröhre ihn aufgefunden hatten. Die ganze Wissenschaft ist seit ungefähr fünf und zwanzig Jahren eine Allmende für ganz Europa geworden und jede neue Erweiterung derselben muß dazu beitragen, den Aberglauben immer mehr zu stürzen, die Völker im-

mer mehr zu einigen, und Europa zuletzt in ein großes Gemeinwesen zu verwandeln. Was auch von Seiten einzelner Regierungen geschehen mag, dies zu verhindern, nie werden sie im Stande seyn, das Rad des Weltverhängnisses in seinem Laufe aufzuhalten.

Alle übrigen Theile der angewandten Mathematik sind — um nicht ein allzu weitläufiges Detail einzugehen, welches durch die einförmige Anwendung desselben Grundsatzes zuletzt ermüden würde — in eben dem Grade vervollkommnet worden, in welchem die Gesellschaft sich in ihren Massen immer besser organisirt hat. Sehr richtig bemerkt Adam Smith, *) daß es um alle diese Wissenschaften sehr schlecht aussehen würde, wären die Fortschritte derselben von der Erfindungskraft derjenigen abhängig gewesen, welche sich ausschließend damit beschäftigen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß auch sie durch neue Kombinazionen das eine und das andere dargestellt haben; die meisten Erfindungen aber sind von denjenigen ausgegangen,

*) An Inquiry into the nature and causes of wealth of nations, Vol. I. Book 1. chap. 4.

welche ein näheres Interesse als das wissenschaftliche ist, auf Abkürzung oder Erleichterung einer langweiligen oder beschwerlichen Arbeit bedacht zu seyn bewog. Welche ungeheure Menge von Maschinen treffen wir in den Werkstätten der Handwerker an! Alle ohne Ausnahme sind sie Darstellungen des Kombinazionsvermögens ihrer Väter, verbessert im Verlauf der Zeit, je nachdem das Bedürfniß wuchs; veredelt von denjenigen, welche sich mit ihrer Anfertigung ausschließend zu beschäftigen begannen; in ihrer ganzen Vollkommenheit — gezeichnet und mit einem Kommentar über die Gründe ihrer Wirksamkeit begleitet von dem Mathematiker, der sie in seine Wissenschaft aufnahm. *)

Und wie viel Heil ist dem menschlichen Geschlecht durch diese Maschinen zu Theil geworden! Alle harte, d. h. alle den Körper nothwendig verunstaltende Arbeit ist entweder schon verschwunden, oder im Ver-

*) Man weiß aus Staunton's Reisebeschreibung, wie gut die Chinesen mit den Gesetzen des Gleichgewichts bekannt sind, ohne jemals von der Regierung darin unterrichtet worden zu seyn.

schwinden begriffen. Mühlen waren die Zuchthäuser der Alten; und was sind sie jetzt? Giebt es noch irgendwo Galeerensklaven? Ich weiß es in diesem Augenblick nicht; aber die Anwendung des Magneten und des Pulvers auf die Nautik hat die Galeerenarbeit zur Barbarei gemacht. Und auf gleiche Weise hat die Erfindung aller übrigen Maschinen zu einer größeren Menschlichkeit in der Behandlung geführt. Die Dastellung der einen führt nothwendig zur Darstellung der andern, weil Menschenarme überflüssiger werden und eben dies die Menschen nöthiget, auf neue Arten des Erwerbes zu denken, die Anfangs immer beschwerlich sind, nach und nach aber durch Einführung neuer Maschinen leicht und erträglich werden. *)

Es ist wiederum nicht zu leugnen, daß einige dieser Maschinen zerstörend auf das menschliche Geschlecht zurückwirken; aber haben die Wissenschaften, welche den richtigen Gebrauch derselben lehren, bereits ihre ganze

*) Die Politik, welche die Engländer in dieser Hinsicht beobachten, ist offenbar eine von den Quellen ihres großen Nazionalreichthums.

Vollkommenheit erhalten? Die Erfindung des Pulvers hat uns zu Flinten, Kanonen, Mörsern, höllischen Maschinen u. s. w. geführt; aber indem wir von diesen Maschinen im Kriege Gebrauch machen, entsteht noch immer die Frage, ob sie nicht bei weitem schonender wirken, als jene einfacheren, wodurch ein Attila siegte oder besiegt wurde, und welche immer eine gänzliche Aufreibung des Feindes erheischten? Und ist es kein reeller Gewinn, wenn, wie die Geschichte zeigt, durch jene furchtbareren Maschinen in Verbindung mit den stehenden Heeren, welche sie nothwendig machten, die Bürgerkriege beinah unmöglich gemacht sind? Und läßt uns nicht alles glauben, daß diese furchtbaren Maschinen, denen wir es offenbar verdanken, daß die Vertilgungskriege bereits ein Ende genommen haben, durch eine immer zunehmende Vervollkommnung und eine immer künstlichere Taktik und Strategie, allen Kriegen zuletzt ein Ende machen werden? *)

---

*) Wie menschenfreundlich ist also die Erfindung des Hauptmanns von Nothhard auch in dieser Hinsicht!

Ich wiederhole hier, was ich schon oben angedeutet habe, als von den stehenden Heeren die Rede war; aber ich mußte es wiederholen, weil ich nicht zugleich von diesen und von den mathematischen Wissenschaften reden konnte.

Pythagoras und seine Schüler kannten nur vier Zweige der Mathematik: die Geometrie, die Arithmetik, die Musik und die Astronomie; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß selbst diese Zweige sehr wenig ausgebildet waren, da sich die Geometrie mit dem pythagorischen Lehrsatz schloß. Die Platoniker erweiterten, wie man sagt, die Geometrie durch die Stereometrie, in welcher sie eine besondere Wissenschaft zu besitzen glaubten; im Übrigen aber ließen sie es bei der Eintheilung der Pythagoräer. Optik und Mechanik wurden zwar von dem Aristoteles unter die mathematischen Wissenschaften gerechnet; aber das Gebiet der ersteren erstreckte sich nicht weiter, als auf die einfachsten Gesetze der Fortpflanzung des Lichts, während das der letzteren nicht über die Lehre von dem Gleichgewicht hinausging. Es ist wahr, daß diese Wissenschaften in der

Folge noch in etwas durch Archimedes und andere Mathematiker der alexandrinischen Schule angebaut wurden; allein was ist in neueren Zeiten nicht aus ihnen geworden? Ist nicht die Mechanik die Wissenschaft der Bewegung im Allgemeinen, von welcher Statik und Hydrostatik nur ein kleiner Theil sind? Hat sie sich nicht in eine Dynamik verwandelt? Auf gleiche Weise haben sich alle übrigen Theile der angewandten Mathematik vervollkommnet; und welche Verwandlungen stehen ihnen noch bevor!

Und was ist die Ursach dieser entweder schon vorhandenen oder noch zu erwartenden Erscheinungen? Besaßen die Griechen weniger Scharfsinn als wir? Kann man annehmen, daß Aristoteles und Archimedes schlechtere Köpfe waren, als Galilei und Newton und La Place? Entweder die physischen Wissenschaften kommen nur auf dem von uns angegebenen Wege zum Vorschein, oder wir verwickeln uns in die erbärmlichsten Sophistereien; denn können die mathematischen Wissenschaften auf dem metaphysischen Wege entstehen (per generationem metaphysicam); so ist schlechterdings kein Grund vor-

handen, warum sie Aristoteles und Archimedes nicht gleich in ihrer ganzen Vollkommenheit dargestellt haben, oder warum wir, gute Metaphysiker, sie nicht gleich auf der Stelle in dem ganzen Glanze darstellen sollten, den sie nach tausend oder hundert tausend Jahren haben werden, da doch einmal an keinen Stillstand zu denken ist. *)

Doch gehen wir jetzt zu den physiologischen Wissenschaften über.

Was sich davon entwickelt hat, ist größtentheils so eng mit der angewandten Mathematik verschwistert, daß es gar nicht mehr davon zu trennen ist. Die Bestimmung dieser Wissenschaften ist nämlich: die Gesetze der

*) Ich bin berechtigt, alle diese Bemerkungen über die Entstehung der reinen und angewandten Mathematik für neu zu halten; denn als historische hab' ich sie nicht einmal in J. F. Montucla's Histoire des mathématiques gefunden. Dieser Geschichtschreiber spricht immer von einer génération metaphysique, ob er gleich einmal über das andere behauptet, daß die Griechen, vermöge dieser Neigung zur Metaphysik, den mathematischen Wissenschaften Abbruch gethan haben. Ist dies kein Widerspruch?

Erscheinungen in der Körperwelt darzustellen; und da sie dies nicht können, ohne zu der reinen Mathematik ihre Zuflucht zu nehmen, so haben sie gewissermaßen in die Mathematik übergehen müssen.

Indessen sind bei weitem noch nicht alle Gesetze der Erscheinungen in der Körperwelt hinlänglich beobachtet. Man theilt die Körper noch immer in unorganische und organische, die letzteren in leblose und lebendige, und diese letzteren wiederum in vernunftlose und vernünftige. Diese Eintheilung, welche auf einer sehr oberflächlichen Beobachtung beruht, enthält einen despotischen Dogmatismus, der, so lange er beibehalten wird, nothwendig der Kultur dieses Theiles der physiologischen Wissenschaften sehr nachtheilig werden muß. Noch immer ist man ungewiß, ob man die Pflanzen zu den leblosen oder lebendigen Körpern rechnen soll; und doch ist es ausgemacht, daß, da ein Umtrieb von Säften in ihnen statt findet, da sie ferner Einsaugungs- und Ausdünstungsgefäße haben, da endlich ihre Erzeugung die Folge einer förmlichen Begattung ist, es ihnen nicht an Lebensorganen fehlen und die Willkühr

der Bewegung durchaus kein Kriterion des Lebens seyn könne. Was die mit Willkühr sich bewegenden Körper oder die thierische Welt betrifft, so sind die Gesetze der Erscheinungen, welche sie darbietet, nicht minder unvollkommen beobachtet. Was ist unsere ganze Naturgeschichte, in sofern sie Aufschlüsse über die Thierwelt giebt? Nicht zu gedenken, daß das Wort Geschichte hier auf das unverantwortlichste gemißbraucht wird, da jede Geschichte die Gesetze der Erscheinungen enthalten muß, wenn sie dieselben auch nicht fixirt — was ist die Naturgeschichte der Thiere anders, als eine bloße Nomenklatur der Gegenstände mit ihren äußeren Unterscheidungszeichen? Nur vervollständigt hat man diese Nomenklatur seit den Zeiten des Aristoteles; für die Wissenschaft selbst ist wenig oder gar nichts geschehen. Hat das menschliche Kombinazionsvermögen diesen Theil der Physiologie — denn dies ist, um es noch einmal zu wiederholen, die Naturgeschichte in ihrer einstigen Bestimmung — nicht unbearbeitet gelassen; so sind die Fortschritte dennoch bis jetzt von keiner Bedeutung gewesen, theils weil man den Weg scheut, auf welchem

sie allein gemacht werden können, ich meine den der Anatomie und Chemie; theils weil das Interesse an dieser Wissenschaft bei weitem noch nicht allgemein genug ist und seyn kann. Ist in Beziehung auf den Menschen aus der Anatomie die Physiologie hervorgegangen, so muß dasselbe auch in Beziehung auf die übrigen Thiere erfolgen. Vielleicht trägt dieses Buch dazu bei, einen besseren Gesichtspunkt für die ganze Wissenschaft darzustellen. Wenigstens ist der reelle Unterschied zwischen Lebens- und Entwickelungsorganen eine ganz neue Ansicht, woraus man begreifen kann, warum die Thiere, selbst wenn ihr Bildungsorgan (das Gehirn) im Wesentlichen dem des Menschen vollkommen gleich seyn sollte, dennoch nie zu abstrakten Ideen gelangen können, theils weil ihnen ohne alle Ausnahme der permanente Geschlechtstrieb fehlt, durch welchen, in Verbindung mit dem großen Verdauungsumfang des menschlichen Magens, allein ein menschliches Geschlecht möglich werden konnte, theils weil sie so vieler anderer Organe, z. B. der Sprachorgane, ermangeln. So wie nun alles was durch die Anatomie über den Mus-

kelbau der Thiere entdeckt worden ist, sogleich in mathematische Wissenschaft übergehen konnte; eben so werden sich die Gesetze aller übrigen Erscheinungen, sobald sie einmal aufgefunden sind, ohne Mühe durch die Mathematik fixiren lassen, begreifen wir gleich gegenwärtig das Wie? wenig oder gar nicht. *) Welche Erweiterung werden alsdann die mathematischen Wissenschaften erhalten! Man nehme nämlich an — was man anzunehmen durch alles, was sich seit ungefähr drei Jahrhunderten ereignet hat, gewissermaßen gezwungen ist — daß die moralischen Hindernisse, welche gegenwärtig noch Nazionen von Nazionen absondern und dadurch den Austausch der Ideen erschweren, immer mehr in sich selbst zusammenfallen und verschwinden; so hört es auf eine Chimäre zu seyn, daß, nach einem Zeitraume von unge-

---

*) Schon Bakon hatte eine sehr bestimmte Ahnung davon, als er in seinem Werke de augmentis scientiarum sagte: Prout Physica majora in dies incrementa capiet et nova axiomata educet, eo Mathematicae novâ operâ in multis indigebit et plures demum fient Mathematicae fixae. Lib. 3. c. 6.

fähr hundert oder hundert und funfzig Jahren, auf allen Punkten der bewohnbaren Erde Männer befindlich seyn werden, welche ihre Umgebung in der unorganischen und organischen Natur nach gleichen Methoden untersuchen und dadurch Resultate zum Vorschein bringen, von welchen wir gegenwärtig für diesen Theil der physiologischen Wissenschaften noch gar keinen Begriff haben. Die bloße Möglichkeit denken können, ist schon ein Beweis, daß es wenigstens irgend einmal geschehen werde. Und geschieht es wirklich, so hört die Naturgeschichte mit einemmal auf kostspielig und ein bloßer Gegenstand der Kuriosität zu seyn; denn dies ist sie, so lange äußere Merkmale in ausgestopften Thieren die Basis der Eintheilung in die Thierwelt machen.

Was die chemischen Wissenschaften betrifft, welche die Gründe der Erscheinungen aufsuchen, so sind sie, im eigentlichsten Sinne, noch im Entstehen, wenn man von den physiologischen mit Wahrheit sagen kann, daß sie bereits im Werden sind. Indessen werden ihre Fortschritte durch den Eifer verbürgt, womit man sich ihnen von allen Sei-

ten hingiebt; ein Eifer, welcher zuletzt zu einer allgemeinen Lehre von den Ursachen führen muß. Ich weiß nicht, ob es nicht vielleicht zu früh ist, wenn man jetzt schon von einer Stoicheometrie spricht, welche die Anwendung der Mathematik auf chemische Resultate enthalten soll; ich vermuthe sogar, daß die Chemie von einer solchen Anwendung frei bleiben müsse. Aber dies mag nun aus meiner Unbekanntschaft mit den chemischen Wissenschaften entspringen, oder eine Stoicheometrie mag ein wirklicher Fehlgriff seyn; so verschlägt beides sehr wenig, wenn das menschliche Geschlecht auf dem Wege der Chemie nur nach Millionen Jahren dahin gelangt, daß aus Newtons Gravitazionsgesetz das Hypothetische verschwindet. Dahin muß es endlich kommen. Und was ist alles Glück hienieden gegen eine solche Entdeckung, auch nur im Prospekt gesehen? —

Die Griechen hatten von den chemischen Wissenschaften wenig mehr, als die erste Ahnung. Unbedeutend waren die Fortschritte, welche sie in der Metallurgie, und noch geringer diejenigen, welche sie in der Anatomie gemacht hatten. Die Aphorismen des Hip-

pokrates geben über den Zustand der letzteren Wissenschaft bei den Griechen die besten Aufschlüsse; und wie läßt Platon in seinem Symposion den Euryximachos über die Heilkunde deraisonniren! Es ist wahr, daß diese Wissenschaft noch immer eine sehr unvollkommne ist; aber einen Hippokrates und Euryximachos haben wir doch längst hinter uns zurückgelassen. Und was hat sich bei uns aus der Alchemie entwickelt! Wie die Astrologie zur Astronomie, so hat jene zur Chemie geführt, die, ob sie jetzt gleich nur noch auf eine kleinere Anzahl von Gegenständen eingeschränkt ist, ihr Gebiet mit jedem Tage erweitert und dadurch die Vortheile vermehrt, welche die Gesellschaft den physischen Wissenschaften überhaupt verdankt; Wissenschaften, die ihr allein diese Vollkommenheit geben konnten, wodurch sie sich gegenwärtig auszeichnet, und ihr eine immer höhere geben werden, je nachdem sich die gesellschaftlichen Massen vermehren.

Folgerung aus den vorhergehenden Abschnitten.

Ich habe mich meinem Ziele so allmählig genähert, daß ich es nur zu umfassen brauche, um mich seiner siegend zu bemächtigen.

Staaten, Regierungen, Regierungsformen, Religion, Moral, Gesetzgebung, Polizey, Politik, Künste und die physischen Wissenschaften hab' ich als Erscheinungen genommen, diese Erscheinungen einem und demselben Gesetze unterworfen und die Richtigkeit des Gesetzes durch die Geschichte aller Zeiten bewährt; und auf diesem Wege bin ich im Stande gewesen, die wahre Beschaffenheit dieser Erscheinungen weit gründlicher anzugeben, als es bisher geschehen ist.

Dies berechtigt mich, auch die metaphy-

sischen Wissenschaften als Erscheinungen zu nehmen. Was ich darüber zu bemerken habe, ist, seiner ganzen Natur nach, wiederum historisch; aber dies wird auch vollkommen hinreichen, uns neue Aufschlüsse über dieselben zu verschaffen.

Daß die metaphysischen Wissenschaften in Griechenland entsprangen, war sehr natürlich; denn hier war durch Regierungsverfassung, Handel, Polytheismus u. s. w. eine so große Menge von moralischen Erscheinungen hervorgegangen, daß man nothwendig begierig werden mußte, das gemeinschaftliche Gesetz dieser zum Theil sehr verschiedenen Erscheinungen aufzufinden und für immer zu fixiren.

Alle griechischen Philosophen strebten nach diesem gemeinsamen Ziele; Pythagoras, Plato, Aristoteles, Anaximenes, Demokritus u. s. w. alle suchten dasselbe Gesetz; und so verschieden auch die Wege waren, welche jeder von ihnen für sich einschlug, so glaubte doch jeder der Entdeckung desselben näher zu treten.

Es würde eben so beschwerlich als weitläufig seyn, wenn ich in die Philosopheme ei-

nes jeden von ihnen, so viel davon auf unsere Zeiten gekommen ist, eingehen wollte, um zu zeigen, daß jeder sich auf dem unrechten Wege befand; aber ich kann mir die damit verbundene Mühe um so eher ersparen, da Aristoteles allein die gute Meinung für sich erregt hat, dies Gesetz aufgefunden zu haben.

Sehr richtig urtheilte dieser Philosoph, daß man, um ein gemeinschaftliches Gesetz für alle Erscheinungen der moralischen Welt aufzufinden, in das Innerste des Menschen eingehen müßte. Er that dies mit einem hohen Grade von Scharfsinn und ächten Beobachtungsgeist.

Die Natur des menschlichen Kombinazionsvermögens schloß sich ihm auf. Die erste Entdeckung, welche er machte, war: daß die Grundoperazion dieses Vermögens immer ein einfacher Syllogismus ist. Je weniger diese Entdeckung das Räthsel lösete, desto eifriger dachte Aristoteles darauf, sie zu vervollständigen; und indem er einen Unterschied unter deu Syllogismen wahrnahm oder wahrzunehmen wähnte, brachte er sie in Klassen und konstruirte dadurch seine Logik,

die er zu einem Probierstein der Argumente und aller davon abhängigen Demonstrazionen bestimmte.

Da hieraus aber durchaus kein Gesetz für die Erscheinungen der moralischen Welt hervorging, so kehrte der Stagyrit noch einmal in das Innere des Kombinazionsvermögens zurück, weil, seiner Meinung nach, hier oder nirgend das Gesetz zu finden war, welches er suchte. Alles was er noch entdeckte, war: daß die tiefsten Abstrakzionen ihre Entstehung den Sensazionen, vermöge der Grundoperazion des menschlichen Kombinazionsvermögens, verdanken, indem nämlich das Resultat der Vergleichung immer wieder zum Gegenstand einer neuen gemacht wird, und dadurch wieder zu einem Resultate führt. Dies war eine unschätzbare Entdeckung; da sie aber Aristoteles zu nichts zu gebrauchen wußte, so ließ er sie unbenutzt liegen. *)

Noch immer war das Gesuchte nicht

---

*) Aristoteles unterscheidet sich wesentlich von den neueren Metaphysikern dadurch, daß er die menschliche Seele für eine tabula rasa hielt, und folglich an keine Begriffe a priori glaubte.

gefunden; und da es, nach der Meinung des Aristoteles, nur im Kombinazionsvermögen anzutreffen war, so blieb ihm zuletzt nichts anderes übrig, als diesem Kombinazionsvermögen eine Eigenschaft anzudichten, vermöge welcher es ihm alle die Aufschlüsse gab, die er suchte. Er urtheilte dabei so: »Die Erscheinungen der moralischen Welt sind einmal vorhanden; und da sie ihre Entstehung nur dem menschlichen Kombinazionsvermögen verdanken können, so muß dieses irgend etwas enthalten, wodurch es die Quelle derselben wird. Zwar find' ich den Grund des Schönen und Guten, das ich um mich her sehe, darin nicht wieder, aber was verschlägt dies am Ende, wenn es doch im Kombinazionsvermögen enthalten seyn muß?« So entstand die Hypothese von der menschlichen Vernunft, wobei Aristoteles im Grunde mit sich selbst im Widerspruch kam, weil seine Untersuchungen über das menschliche Kombinazionsvermögen ihn dahin geführt hatten, daß er alle Begriffe a priori leugnen mußte. *)

---

*) Diejenigen, welche diese Behauptung allzu

Diese Hypothese fand um so mehr Beifall, je größer die Verlegenheit war, in welcher sich alle denkenden Köpfe wegen eines Gesetzes für die Erscheinungen der moralischen Welt befanden. Dazu kam noch, daß Aristoteles bei weitem mehr geleistet hatte,

---

gewagt finden, verweise ich auf das vierte Kapitel im ersten Buche der Denkwürdigkeiten des Sokrates von Xenophon. In diesem Abschnitte setzt Sokrates, in einer Unterredung mit dem Aristodemus, die Vorzüge auseinander, welche der Mensch vor den übrigen Thieren hat; aber es ist darin durchaus nicht die Rede von einer Vernunft. Hieraus schließe ich, daß weder Sokrates noch Xenophon eine Ahnung von dieser Hypothese hatten; denn hätten sie eine solche gehabt, so würde die Unterredung mit dem Aristodemus die schicklichste Gelegenheit gewesen seyn, diese Hypothese geltend zu machen. Erst durch den Aristoteles kam also der Mensch zu einem Vorzuge, dessen sich das ganze menschliche Geschlecht bis dahin gar nicht bewußt gewesen war. Dies beweiset aber nur die größere Verlegenheit, in welcher man sich befand, moralische Erscheinungen zu erklären, nicht die Richtigkeit der Erklärung; und wenn Aristoteles eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch genügen konnte, so begreift jeder Kenner der Geschichte das Wie nur allzu gut.

als er hatte leisten wollen: Ein bloßes Gesetz hatte er gesucht, und, weil er von demselben keinen ganz deutlichen Begriff hatte, mit dem Gesetz zugleich die Ursache des Gesetzes aufgefunden. Kein Wunder also, wenn man begierig zugriff, und seine Philosophie zu der bleibenden machte.

Aus dieser Hypothese nun konstruirte Aristoteles auch seine Moral. Was konnte das Prinzip des Guten und Schönen anderes seyn, als ein ewiges Bestreben, zwischen dem Zuviel und Zuwenig die richtige Mitte zu treffen, weil doch einmal alles Böse und Häßliche im Übermaaß liegt? Tugend wurde also das richtige Mittel zwischen zwei Extremen; und um dies sich selbst und seinen Schülern noch mehr zu versinnlichen, sagte Aristoteles: sie gleiche der Linie, welche zwischen der Hyperbole und Ellipse mitten durchgehe. Alles übrige in dieser Moral fand sich ganz von selbst.

Ideen dieser Art hatten schon Pythagoras und Platon gehabt; sie wurden aber jetzt vom Aristoteles und seinen Schülern ausführlicher entwickelt; vorzüglich von Theophrast, dessen Charakterschilderungen man

als einen Kommentar zu der Ethik seines Lehrers betrachten muß, weil er überall die Definizionen desselben zu Grunde legt.

Nur die nicht-akademischen Sekten nahmen keine Notiz von der Entdeckung des Aristoteles, weil sie nicht zu ihrem Lebenssystem paßte, nach welchem sie sich entweder, wie die Stoiker, mehr als Staatsbürger, oder, wie die Epikuräer, mehr als Menschen dachten. Diese fuhren fort, die ersteren, die Tugend und das Glück in den Besitz einer für den Schmerz und die Wollust gleich unempfindlichen Seele, die letzteren in den weisen Genuß des Vergnügens und in die Abwesenheit des Schmerzes zu setzen.

Wären die Schriften des Aristoteles und mit ihnen alles dasjenige, wodurch die Lehre des Stagyriten in den Werken der Griechen und Römer erläutert wird, in jener ungeheuren Revoluzion untergegangen, welche das römische Reich zertrümmerte; so würde es um die metaphysischen Wissenschaften gegenwärtig — ich will nicht sagen besser, denn daran ist, wie ich in der Folge zeigen werde, gar nicht zu denken — aber ganz anders stehen. Doch ehe ich die Schicksale dieser

Wissenschaften weiter verfolge, wird es nothwendig seyn, noch einige Augenblicke bei dem Aristoteles zu verweilen.

Im vorhergehenden Abschnitt ist mit wenigen Worten angegeben worden, wie weit sich die physiologischen Wissenschaften zu seiner Zeit entwickelt hatten; und daraus begreift sich ohne Mühe, warum Aristoteles keinen deutlichen Begriff von einem Naturgesetz haben konnte. Die chemischen Wissenschaften waren nur in ihrer ersten Anlage vorhanden; der Handel hatte, vermöge der großen Unfruchtbarkeit des Landes, zur Metallurgie geführt, und häufige Krankheiten in einem dem Nordwind nicht wenig ausgesetzten, sehr durchschnittenen Terrain hatten eine Heilkunde in Gang gebracht, welche die ersten Rudimente dieser noch immer äußerst unvollkommenen Wissenschaft enthielt; dies war alles und dies macht nur allzu begreiflich, wie Aristoteles noch weit weniger einen deutlichen Begriff von der Ursach eines Naturgesetzes haben konnte. Unter solchen Umständen blieb dem Philosophen nichts weiter übrig, als das Gesetz, welches er suchte, aus der Geschichte zu abstrahiren. Aber wie stand

es damals um die Geschichte? Mehrere von den älteren Geschichtswerken wurden gar nicht für solche, sondern nur für Poesie erkannt. Nur die Werke eines Herodot, Thuzydides und Xenophon galten für historische Komposizionen; und diese Werke enthielten nichts, was Aristoteles hätte benutzen können, da sie eine Periode umfaßten, in welcher er selbst geboren und erzogen war, die sich also nur mit sich selbst vergleichen ließ. Eine Vergleichung der verschiedensten Völker der damals bekannten Welt hätte zu richtigen Resultaten führen können; aber, um diese Vergleichung anzustellen, hätte es mühseliger Reisen bedurft, denen sich ein Grieche nicht ohne dringende Noth unterzog, weil er alle Nicht-Griechen als Barbaren verachtete. Bei diesem Zustande der physiologischen und chemischen Wissenschaften, bei dieser Beschaffenheit der Geschichte, und bei dieser Unbekanntschaft mit dem menschlichen Geschlechte, mußte Aristoteles nothwendig zu einer Hypothese greifen, wenn er die Erscheinungen um sich her erklären wollte; jeder Vorwurf über Mangel an Scharfsinn muß verstummen und alle übrigen Ausgeburten der Hypothese

als Logik, Psychologie und Metaphysik (im engsten Sinne des Worts) werden begreiflich. In der That hätte das Gravitazionsgesetz für die Erscheinungen der moralischen Welt zur Zeit des Aristoteles entdeckt werden können, so würde er es, vermöge seines vielumfassenden Kombinazionsvermögens, gewiß entdeckt haben.

In neueren Zeiten waren die Araber die ersten, welche Beruf fühlten, eben den Erscheinungen nachzudenken, die Aristoteles durch die menschliche Vernunft erklärt zu haben glaubte. Die Folge davon war, daß sie die Werke des griechischen Philosophen mit einem Eifer studirten, der ihnen um so belohnender schien, je mehr sie Mühe hatten, Widersprüche mit einander zu versöhnen und Meister einer ihnen durchaus fremden Kombinazionsart zu werden. So kam es dahin, daß man es für eine Art von Versündigung hielt, dem großen Meister zu widersprechen. Die Hauptsache war und blieb die Hypothese von der Vernunft; und wie hätte man sich einen Zweifel an ihrer Wahrheit erlauben können, da der Vorzug des Menschen vor den übrigen Thieren in die Augen fiel,

und durch diese Hypothese auf eine wunderbare Weise fixirt wurde?

Von den Arabern ging die Verehrung des Aristoteles auf die Spanier und von diesen auf die Italiäner und Franzosen über. So wie im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert das Leben größer wurde und die moralische Welt an Räthseln zunahm, entstanden Zweifel über Zweifel; aber nie vermochten Argumente eine Philosophie zu stürzen, deren Stärke die Argumentazion war. Selbst ein Ramus vermochte nichts dagegen, weil er seine Überzeugung von der Unzulänglichkeit nur durch Gegenargumente auszusprechen vermochte, in welchen er seine Lunge vergeblich erschöpfte.

Endlich wurden im sechzehnten Jahrhundert die Fesseln gelüftet, welche bis dahin — nicht die moralische Welt, wohl aber das Urtheil über dieselbe gefangen gehalten hatten. Die durch Erfindung des Pulvers und die Anwendung der Magnetnadel vervollkommnete Schiffahrt führte zur Auffindung eines bis dahin unbekannten Welttheils. Die Kunst Geisteswerke zu vervielfältigen, machte der langen Barbarei ein Ende. Der

Handel fing an, ein Gemeingut zu werden und veranlaßte beinah täglich neue Erfindungen in der Mechanik. Aus der Astrologie entwickelte sich die erhabenste aller Wissenschaften, die Astronomie, zum zweitenmale. Die Reformazion zerschlug die Fesseln der Religion. Im kalten Norden von Europa erhob sich ein neuer Staat u. s. w. Lauter Erscheinungen, wie Aristoteles sie nie gesehen hatte; lauter Erscheinungen, für welche seine Gesetzgebung nicht mehr paßte.

Unter solchen Umständen lud Bakon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die metaphysischen Wissenschaften vor seinen Richterstuhl. Ihre Unzulänglichkeit zu zeigen wurde ihm nicht schwer; aber ihre Falschheit im Prinzip selbst aufzudecken, wurde ihm unmöglich, weil er noch nicht genug verglichen hatte und weil ihm, gerade wie dem Urheber derselben, noch die Subsidien fehlten, die allein eine Zertrümmerung möglich machen. Grade wie Ramus, Argumente gegen Argumente aufstellend, begnügte sich Bakon, die metaphysischen Wissenschaften in

ihrer Unfruchtbarkeit darzustellen; *) aber das Gerüste derselben, die Psychologie, ließ er unberührt; **) und so geschah es, daß

---

*) In seinem Werke de augmentis scientiarum.

**) In seinem Organon. Dies Werk hat nie geleistet, was es leisten sollte; aber können wir uns darüber wundern, da es unmöglich ist, daß dergleichrn Werke das Mindeste leisten? Das Organon war die Wissenschaftslehre des siebzehnten Jahrhunderts. Unter andern heißt es pag. 125 (der deutschen Übersetzung): »Die bisherigen Weltweisen waren entweder Empiriker oder Razionalisten. Die ersteren schleppten alles zum dereinstigen Gebrauche von aussen zusammen, wie die Ameise. Die Razionalisten ziehen ihr Gewebe aus sich selbst, wie die Spinne. Zwischen beiden in der Mitte liegt das Verfahren der Biene, welche ihren Stoff aus den Blumen der Gärten und Felder aufsammlet; aber ihn nachher durch eigene Kraft bearbeitet und verwandelt. In diesem Bilde zeigt sich das wahre Geschäft der Philosophie. Sie läßt auf die Kräfte des Geistes nicht alles oder das meiste ankommen; auch nimmt sie den Stoff nicht so roh wie er ist, ins Gedächtniß auf, sondern legt ihn erst im Verstande zur Umarbeitung und Umbildung nieder. Und dies führt zu großen Hofnungen!«

er ihnen keinen wesentlichen Abbruch that. Wie stark auch der Eindruck war, den Bakons Werke auf seine Zeitgenossen machten, so waren unter denselben doch nur wenige, welche Beruf fühlten, in seine Fußtapfen zu treten, weil die Mehrheit der Gelehrten ihren Denkstoff weit lieber aus Büchern, als aus der Welt schöpfte, und in die Geisteswerke der Griechen und Römer noch viel zu sehr verliebt war, um an ihre Übertrefflichkeit zu glauben.

Was Bakon angefangen hatte, führte Bayle dadurch fort, daß er eine gränzenlose Skepsis in Gang brachte, welche sich sehr vieler Gemüther bemächtigte. Aber zur Wahrheit, d. h. zu einem Gesetz für die Erscheinungen der moralischen Welt konnte er weder selbst gelangen, noch andere führen, weil er, ganz der herrschenden Kombinazionsweise seiner Nazion gemäß, nur die Verschiedenheit im Ähnlichen, nicht die Ähnlichkeit in der höchsten Diskrepanz aufsuchte, und also wohl witzig aber durchaus nicht scharfsinnig war.

Indessen waren die von Galilei näher bestimmten Gesetze der Körperwelt durch

Newtons Gravitazionsgesetz für immer festgestellt worden; und dies erregte den Wunsch, ein ähnliches Gravitazionsgesetz für die Erscheinungen der moralischen Welt aufzufinden, zu einer immer größeren Lebendigkeit.

Locke begann das menschliche Kombinazionsvermögen von neuem zu analysiren, und bestätigte was Aristoteles über den Ursprung abstrakter Ideen erkannt, aber unbenutzt gelassen hatte, weil es für sein System nicht paßte.

Dankbar nahm man die Ausbeute dieser mühevollen Untersuchung auf; da aber noch immer nicht geleistet war, was geleistet werden sollte, so bemächtigte sich die Skepsis eines Geschichtsforschers. Jetzt endlich konnte man hoffen, daß die große Entdeckung nicht lange ausbleiben würde; aber Hume verfehlte sie, theils weil er im Studium der Geschichte nicht genug umfaßte, theils weil er sich durchaus keinen Begriff von einem menschlichen Geschlechte machen konnte, und folglich an eine Zirkelbewegung des Entwickelungsgeschäfts zu glauben genöthigt war.

Die Einwürfe, welche der englische Geschichtschreiber gegen das angenommene Bildungs-

dungsprinzip in Gang brachte, beleidigten das große Gemüth eines deutschen Philosophen von Profession. Eine große Bekanntschaft mit dem primitiven Zustande des menschlichen Geschlechts, bessere Einsichten in die physischen Wissenschaften, als man bei Philosophen von Profession gewöhnlich antrifft, und eine richtige Beurtheilung der Individuen einer gebildeteren Gesellschaft; dies waren die Hülfsmittel, wodurch Kant das Gravitazionsgesetz der moralischen Welt zu fixiren suchte. Fehlte es Hume'n an Belesenheit in Reisebeschreibungen und an mathematischen Kenntnissen; so fehlte es Kant'en an Kenntniß der neueren Geschichte, vorzüglich der politischen; und beiden fehlte es gleich sehr an Bekanntschaft mit dem innigen Zusammenhange der Gesellschaft in sich selbst und den Ursachen desselben. Unter diesen Umständen konnt' es nicht fehlen, daß die aristotelische Philosophie am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts von neuem, wenn gleich mit einigen Abänderungen, geboren wurde. Das alte Gravitazionsgesetz blieb dasselbe, nur daß der Vernunft Formen angewiesen wurden, vermöge welcher das Schöne

und Gute in immer gleicher Gestalt aus ihr hervorging; sie wurde das Vermögen der Ideale und die Begriffe a priori schienen von neuem nicht nur festgestellt, sondern auch über alle Zweifel erhoben.

Geblendet durch eine Legion von technischen Ausdrücken, glaubte man bei der Erscheinung der Kritik der reinen Vernunft im ersten Taumel des Entzückens, Kant habe für mehrere Jahrhunderte gedacht; aber nur allzu bald verlor sich dieser Enthusiasmus. Zuverlässig konnte das Kantsche Gravitazionsgesetz schon deswegen nicht seyn, weil ein untergeordnetes Vermögen, der Verstand genannt, die Natur eines höheren fixirt hatte; dies war es indessen nicht, woran man sich am meisten stieß. Man glaubte nur das Eine und das Andere berichtigen zu müssen. Aus Kommentaren entwickelten sich, nach und nach, neue Systeme, bis endlich, auf Begriffe a priori erbaut, eine Wissenschaftslehre erschien, welche sich so sehr in die Tiefe verlor, daß sie ihrem Verfasser mit Recht den Zunahmen des Unbegreiflichen erwarb. Wäre das Kombinazionsvermögen nicht immer und ewig dasselbe

und käme es bei metaphysischen Untersuchungen auf etwas mehr an, als auf eine weitgetriebene Spaltung der Begriffe; so müßte man Fichte'n die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei weitem mehr geleistet habe als alle seine Vorgänger; aber wozu bedarf es eines Lobes oder Tadels? Immer geht aus dem Übermaaß des Übels das Gute hervor, weil man eben durch dies Übermaaß genöthigt wird, auf neue Kombinazionen zu denken; und so hört auch das Verdienst auf, daß Fichte, vermöge einer totalen Unwissenheit und der festesten Überzeugung alles a priori zu wissen, eine solche Verwirrung in den Begriffen anrichtete, daß man die metaphysischen Wissenschaften verächtlich fand, noch ehe man ihre Bodenlosigkeit eingesehen hatte. *)

---

*) Fichte hat alles geleistet, was auf dem Wege der Ideen-Anatomie zu leisten war. Sein Ich und Nicht-Ich kann nur denen ganz abgeschmackt vorkommen, welche nicht im Stande sind ihm zu folgen. Dies Ich und Nicht-Ich muß nur nicht in dem Kopf, sondern in den bewegenden Kräften des Menschen gesucht werden. Wer es in dem Kopf findet, führt aus dem Licht in die

In so verworrenen Systemen ängstigte sich das Kombinazionsvermögen und so sehr vergaß man der Entwickelungsfähigkeit des Menschen in der menschlichen Gesellschaft, daß man jeden Augenblick schrie: Hier, hier ist die Gränze; daß der Satz des Widerspruchs aufhörte, ein Kriterion der Wahrheit zu seyn; daß sich die Philosophie mit jedem Tage einer Verklärung in den unsinnigsten Böhmismus näherte; daß man, zum Heile des menschlichen Geschlechts, eine Prachtausgabe der Werke dieses Jakob Böhme zu veranstalten bemüht war.

Doch ehe diese Verklärung erfolgen konnte, eröffnete bereits ein ruhiger Denker in Wien, weit entfernt von der Grille, daß

Finsterniß; wer es in den Lebens- und Entwickelungsorganen findet, führt aus der Finsterniß in das Licht. Die Wissenschaftslehre hat die größte Ähnlichkeit mit einem cul de sac, wie viel Scharfsinn auch darin verschwendet seyn mag. Es ist darin vielleicht alles richtig; aber es ist alles einwärts gestellt; und so engt sie den Geist der Leser zusammen, den sie ausdehnen sollte. Die große Verwirrung in der Metaphysik ist eigentlich durch Fichte's Schüler entstanden.

das menschliche Gehirn aus Sonnenstrahlen gewebt sey, dem geängstigten menschlichen Geschlecht — welches nicht eher rasten kann, als bis es seine ewige Bestimmung durch ein haltbares Gravitazionsgesetz für die moralische Welt gesichert sieht — die Aussicht, auf dem Wege der Anatomie zu einer Organenlehre zu gelangen.

Aber ehe Gall zum Ziel kam, gelang es mir, auf dem Wege der Geschichte ein sehr einfaches Gravitazionsgesetz darzustellen. Hab' ich es mit Erfolg gethan, so hab' ich mir zugleich die Mühe erspart, über die Kritik der reinen Vernunft, über die Wissenschaftslehre, über so viele andere ähnliche Werke etwas Ausführlicheres zu sagen, weil nun ein jeder die schwache Seite dieser Produkte von selbst auffinden kann. Da jede Hypothese, gleich dem Phosphorus, so lange fortbrennt, bis sie sich selbst verzehrt hat; so war es sehr nothwendig, daß alle diese Produkte erschienen. Auch werden sie für die Geschichte immer einen angemessenen Werth behalten; selbst wenn die einsichtsvollere Nachwelt sie mit den Abhandlungen von der unbefleckten Jungfrauschaft

Mariä in eine Ordnung stellen sollte. Übrigens bin ich weit davon entfernt, auf meine Entdeckung stolz zu seyn; denn dargestellt mußte sie werden, und in sofern die metaphysischen Wissenschaften nur durch die Geschichte verdrängt werden konnten, mußte dies in Deutschland geschehen, weil die Deutschen von allen europäischen Nazionen die wenigste Nazionaleigenthümlichkeit haben, und dadurch am meisten zur Geschichte berufen sind.

So beweiset also die Geschichte des menschlichen Geschlechts auf eine unwidersprechliche Weise, daß es keine Begriffe a priori giebt und daß alle Wissenschaften, welche auf dergleichen Begriffe gebaut sind, durchaus keinen Werth haben. Gäbe es Begriffe a priori, so wäre durchaus kein Grund vorhanden, warum der Feuerländer nicht eben so gut ein Gravitazionsgesetz, wie Newton, und eine Wissenschaftslehre, wie Fichte, darstellen sollte. Nur in der Gesellschaft und durch dieselbe entwickelt sich das Kombinazionsvermögen des Einzelnen; und nur der Antagonismus des Selbsterhaltungs- und des

Geselligkeitstriebes ist der einzige denkbare Grund dieser Entwickelung.

Es würde schwerlich die Mühe belohnen, über eine so klare Sache noch ausführlicher zu seyn, hätten die metaphysischen Wissenschaften nicht unsere Bildungsanstalten durchdrungen, um nicht zu sagen verpestet. Ehe ich auf unsere Schulen komme, sey es mir erlaubt, von jenen allgemeineren Anstalten zu sprechen, welche man kritische nennt. Was ich darüber zu bemerken habe, verdient um so mehr beherzigt zu werden, da der Charakter dieser Anstalten durch Befolgung desselben schlechterdings gewinnen muß.

Über Poetiken und Rhetoriken hab' ich schon oben meine Meinung gesagt. Auf gleiche Weise verhält es sich mit allen ähnlichen Kunst- oder Wissenschaftslehren. Denn da alle Künste und Wissenschaften, vermöge der Natur des menschlichen Kombinazionsvermögens, unendlich sind; da in der Zeit nur immer ihre letzten Resultate gelten können; da das Abstrakt von diesen allein einen Kanon begründen kann, nach welchem sich ausmitteln läßt, ob ein neuerschienenes Produkt der Wissenschaft oder der Kunst gut

oder schlecht ist und da die Schlechtheit nur immer darin bestehen kann, daß der Urheber mit den letzten Resultaten unbekannt geblieben ist; so folgt auf eine ganz unwiderlegliche Weise: daß jeder Kritiker, welcher a priori über den Werth eines Werks entscheiden will, ein aufgeblasener Narr ist, der sich selbst nicht begreift; daß alle kritischen Institute nur Literatur- und Kunstkontrollen seyn und als solche es ausschließend darauf anlegen sollten, eine Literatur- und Kunstgeschichte zu fundiren; daß folglich ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet seyn sollte, Wissenschafts- und Kunstprodukte als Phänomene in der Zeit zu erklären.

Man durchblättere die jenaische Literaturzeitung von Anfang bis zu Ende, um sich, durch den Unterschied der ersten Rezensionen von den letzten, von der Wahrheit des eben gesagten zu überzeugen. Die schlechtesten Rezensionen fallen gerade in diejenige Periode, wo man, aus Mangel an allem historischen Geist, an eine Kritik a priori zu glauben begann und sie überall anwandte. Sind diese Rezensionen bis jetzt der Verlachung entgangen, weil es gelang, die Köpfe auf eine

Zeitlang zu verwirren, so werden sie ihr nicht immer entgehen; und mit der größten Bestimmtheit läßt sich vorhersagen, daß dies Institut, nach und nach, alle diejenigen Mitglieder ausstoßen werde, welche einer metaphysischen Kritik, oder einer Kritik a priori, unabbringlich ergeben sind. Diese Prophezeihung von einem Manne zu hören, welcher nie Ursach gehabt hat, sich über eine Rezension zu beklagen, und der, eben weil er gewohnt ist, alles als Erscheinung zu nehmen, in der Toleranz gewiß seines Gleichen selten findet, kann den Direktoren dieser Anstalt nicht gleichgültig seyn.

Wie es sich mit der Kritik a priori verhalte, kann man am besten auf folgendem Wege erfahren.

Gesetzt, irgend ein Mitglied dieses kritischen Instituts hätte den Auftrag erhalten, die Beredsamkeitsprodukte der Franzosen aus den Zeiten der Nazionalversammlung oder des Konvents zu beurtheilen, wie hätte es damit zu Stande kommen wollen? Alle Maaßstäbe, welche in den Rhetoriken des Aristoteles, Zizero, Quintilian u. s. w. enthalten waren, reichten für die Ideenwelt nicht

aus, welche Mirabeau, Vergniaux u. s. w. in sich aufnahmen. Wollte der Kritiker sich blos an der Beredsamkeit halten, so schwieg aller Tadel, und Lob aus voller Brust war die einzige Kritik, welche hier anzubringen war.

Als Kants Kritik der reinen Vernunft erschien, da blieb nichts anderes übrig, als eine Skizze ihres Inhalts mit der beigefügten Erklärung: Von allem was jemals das Kombinazionsvermögen eines Deutschen dargestellt habe, sey dies Werk bei weitem das herrlichste. Man ging sogar bis zur Versicherung: »Kant habe den nächsten Jahrhunderten vorgegriffen.« Und was geschah? Man suchte die Kritik der reinen Vernunft verstehen zu lernen. Erst kommentirte man; dann erfolgten Berichtigungen; zuletzt neue Systeme, welche das Kantische Werk, nach wenigen Jahren, so sehr in den Schatten stellten, daß es nur noch von den Liebhabern der Geschichte gekauft wurde.

Bei der Erscheinung von Voss'ens Luise strömte alles von Lobe über; sie galt für das schönste Produkt der poetischen Kraft. Als bald darauf Herrmann und Dorothea

erschien, da mußte sich Voss'ens Luise verkriechen; Göthe'ns Gedicht enthielt nach der Versicherung des Kritikers eine bei weitem größere Welt und war poetischer und was weiß ich sonst noch alles. Und was geschah? Trotz allen diesen Lobeserhebungen stellten die nächsten Jahre Göthe'ns wie Voss'ens Werk neben Iffland's und Kotzebue's Dramen, ohne daß sie einen wesentlichen Abstich verursachten; denn poetischer waren sie durchaus nicht, weil sie gerade dieselbe Welt enthielten. Wundert sich der Verfasser jener ausführlichen Rezension von Göthe'ns Herrman und Dorothea über diese Erscheinung, so ist es ein Beweis, daß er über das eigentliche Wesen der Poesie gar nicht belehrt ist, welches, wie ich oben gezeigt habe, nur durch die Geschichte begriffen werden kann.

Wer soll dies Buch rezensiren, welches alle metaphysischen Wissenschaften über den Haufen wirft und über so viele andere Wissenschaften ein neues Licht verbreitet? Ein Kritiker a priori? Irr' ich nicht, so ist die Kritik hier wiederum zu Ende. Von allen meinen Zeitgenossen kenne ich nur zwei, von welchen ich mein Werk beurtheilt zu sehen

wünschen kann. Der eine ist K. L. Woltmann; der andere der Verfasser der Aufsätze im Journal Politik und Geschichte: Einleitung zu einer Geschichte des europäischen Gleichgewichts und: Parallelismus der Kreuzzüge, Reformazion und französische Revoluzion; ich kenne ihn nur unter dem mir sehr ehrwürdigen Namen Christianus. Beide müssen gestehen, daß sie alles geahnet haben, was dies Buch enthält; und beide können es da berichtigen, wo es in den Anwendungen, die ich von der Geschichte mache, mangelhaft ist.

In der That, es bleibt dem Kritiker nichts weiter übrig, als ein neuerschienenes Produkt als Erscheinung in der Zeit zu erklären, wenn er nicht das Geschäft eines Grammatikers treiben will, der, wenn er seine Wissenschaft recht versteht, selbst die Sprache immer als Erscheinung in der Zeit nimmt. *)

*) Dies hat Bentley, ohne Widerspruch einer der größten Grammatiker, nie geahnet; denn sonst würde er sich schwerlich haben einfallen lassen,

Indem ich jetzt zu denjenigen Bildungsanstalten übergehe, welche wir Schulen nennen, werf' ich die sehr natürliche Frage auf, was aus der Entwickelung des Kombinazionsvermögens werden würde, wenn sich die Lehrer auf den Vortrag metaphysischer Wissenschaften einschränken wollten? Würde nicht die größte Unwissenheit die nothwendige Folge davon seyn?

Um mit der Logik den Anfang zu machen — wessen Kombinazionsvermögen ist dadurch jemals berichtiget worden? Wer hat diese Art des Unterrichts nicht langweilig gefunden? Wer hat nicht Alles rein vergessen, sobald der logische Kursus geendigt war? Und wie könnte auch in der Logik eine das Kombinazionsvermögen berichtigende Kraft

---

den Horaz und mehrere andere Schriftsteller durch andere Schriftsteller zu berichtigen, welche theils vor theils nach jenen gelebt hatten. Um die Gegenstände nicht allzu sehr zu häufen, hab' ich die Schriftsprache nicht als Phänomen erklärt; ich behalte mir aber vor, meine Ideen über diesen Gegenstand bei einer andern Gelegenheit bekannt zu machen.

enthalten seyn? Ist sie nicht selbst das Werk desselben nach einer höchst lustigen Hypothese? Dies ist alles, was ich gegen die Logik zu sagen habe; aber dies ist auch mehr als hinreichend, um jeden Nicht-Metaphysiker zu überzeugen, daß die sogenannte beste Logik der allerschlechtesten vollkommen gleich ist, und daß alle ohne Ausnahme gleich überflüssig sind. Hätten Logiken die Kraft, Fehlschlüsse vermeiden zu lehren, oder, was einerlei ist, das Kombinazionsvermögen zu berichtigen, so müßten ja diejenigen, welche sich mit der Abfassung solcher Lehren beschäftigen, durchaus keinen falschen Kombinazionen unterworfen seyn. Kann aber Herr Kiesewetter, dessen Logik die neueste und beliebteste ist, so etwas von sich behaupten?

Was helfen alle Rhetoriken und Poetiken? Haben sie jemals Redner und Dichter gebildet? Der verstorbene Rektor Meierotto hat, so viel ich weiß, die letzte Rhetorik geschrieben. Ich fordere alle Lehrer in ganz Europa auf, mit Hülfe dieses Buchs einen Fox oder Pitt zu bilden. Engel ist der Verfasser einer Poetik. Ich frage ihn, ob er stolz auf dies Werk ist? Ohne Rhetoriken und Poetiken

werden Redner und Dichter sich allenthalben von selbst entwickeln, wo die Umstände so angethan sind, daß sie entstehen müssen; und das ewige Geschäft der Rhetoren und Poetiker wird immer darin bestehen, daß sie von ihnen lernen.

Aber eine Ästhetik werden Sie doch gestatten? — hör' ich mich fragen.

»Was ist denn eine Ästhetik?« —

Je nun, eine Art von allgemeiner Wissenschaftslehre für die sämmtlichen Künste.—

»Ihr Zweck, wenn ich fragen darf?«

Bildung des Geschmacks; was anders?

»Und was ist der Geschmack?«

Richtige Empfindung des Schönen in der Kunst.

»Und wie nennen Sie das Organ dieser Empfindung?«

Ob ein solches Organ vorhanden ist, weiß ich nicht.

»So erfahren Sie denn, daß es nicht vorhanden ist. Und um zu sehen, wie die schönen Künste entstanden sind, lesen sie die Geschichte aller Zeiten und Nazionen. Da werden Sie finden, daß sie entweder gar nicht, oder in einem unvollkommneren oder

vollkommneren Zustande vorhanden waren, woraus Sie unstreitig schließen werden, daß man in keiner gegebenen Zeit von ihnen sagen könne, sie haben den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, und daß es folglich lächerlich sey, sie durch Abstrakte fixiren zu wollen; bei weitem lächerlicher aber, ein allgemein geltendes Prinzip außerhalb des Kombinazionsvermögens für sie aufzusuchen, da sie ganz offenbar auf sehr verschiedene Art entstehen und sich fortbilden.«

Davon hat mir Herr August Wilhelm Schlegel in seinen ästhetischen Vorlesungen während des verflossenen Winters kein Wort gesagt.

»Das kann der Richtigkeit meiner Bemerkungen keinen Abbruch thun.«

Ich muß durchaus glauben, daß die Wahrheit auf Ihrer Seite sey; denn alles was ich von der Polarität des Menschen, von der Solarität seines Gehirns, vorzüglich aber von der Ungültigkeit des Satzes des Widerspruchs als Kriterion der Wahrheit vernommen habe, schien mir sehr schlecht kombinirt; und dies ist im Grunde das einzige

Neue,

Neue, was ich in diesen ästhetischen Vorlesungen gehört habe.

Wenn nach funfzig oder hundert Jahren alle moralischen und physischen Wissenschaften eine andere Gestalt werden erhalten haben, wird alsdann Fichte's Wissenschaftslehre die Ursach dieser Erscheinung seyn? Bakon hatte eine ähnliche Idee; aber sein Organon hat nie den mindesten Einfluß auf die Entwickelung des menschlichen Geistes gehabt und also durchaus zu keiner neuen Kunst oder Wissenschaft geführt. Eben so wird es sich mit Fichte's Werk verhalten. Ich behaupte sogar, daß man sich der Wissenschaftslehre nach dem eben angegebenen Zeitraum nur noch geschichtlich erinnern wird. Hätte sie eine erzeugende Kraft, so müßte der Mann, welcher sie dargestellt hat, schon jetzt im Stande seyn, alle die Fortschritte zu antizipiren, welche die physischen und moralischen Wissenschaften nothwendig machen müssen. Von einer solchen Antizipazion aber kann er nicht einmal einen Begriff haben, weil er keinen Begriff von dem wahren Inhalte der Geschichte hat; denn wenn er den

hätte, so würde er niemals eine Wissenschaftslehre geschrieben haben.

Ist die Metaphysik im engeren Sinne des Worts, wie Kant und Maimon behaupten, die Wissenschaft der Dinge an sich, so läßt sich darüber nichts weiter sagen, als was der Klosterbruder im Nathan von der Sünde wider den heiligen Geist sagt, nämlich: daß wir, Gott sey Dank, nicht wissen, worin sie eigentlich besteht.

Unterricht in den metaphysischen Wissenschaften ist also reiner Zeitverderb, den man bei einem so wichtigen Geschäft als die Bildung ist, durchaus nicht länger verantworten kann. Will man etwas an seine Stelle setzen, so ist es die Geschichte der Künste und Wissenschaften, von welchen man bisher unfruchtbare Theorien gegeben hat. Was sind wissenschaftliche Kompendien, wenn man sie analysirt, anders, als abgekürzte Geschichte der Künste und Wissenschaften? Man erweitere sie durch Geschichte, um sie lehrreicher zu machen. Gewiß ist es, daß die Griechen niemals Schöpfer derselben geworden seyn würden, hätten sie Geschichte gehabt, oder haben

können, d. h. wären sie im Stande gewesen, Perioden mit Perioden in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts zu vergleichen. Warum wollen wir noch länger in Fußtapfen treten, welche uns unaufhörlich in demselben Kreise herumführen, wie Pferde, die, verblendet oder blind, eine Mühle ziehen? Vor unseren Augen haben wir die theologische Dogmatik aus der Reihe der Wissenschaften verschwinden gesehen. Was hat diese Erscheinung bewirkt? Etwa die Dialektik? Sie war ihre Mutter und Nährerin. In der Geschichte allein hatte sie eine entschiedene Feindin und dieser verdankt sie ihren Tod. Sterben werden, wie sie, alle ähnlichen Wissenschaften. Und was die Metaphysik mit allen den Wissenschaften betrift, die ihr zur Unterlage dienen, als Logik, Psychologie u. s. w., so leisten sie einmal nicht, was sie leisten wollen. Das Gravitazionsgesetz für die Erscheinungen liegt ihnen viel zu tief, da es, aufgefunden, nur durch die Geschichte erklärt werden kann.

Die Geschichte also enthält die einzige Philosophie. Außer ihr ist kein Heil zu finden. Aufschlüsse, die sie nicht giebt, sind

nirgend anzutreffen; aber sie enthält deren so viele, daß sie keine Art von Verlegenheit gestattet. Um dies noch näher zu zeigen, werd' ich mich ausführlicher über die Geschichte erklären müssen.

Geschichte.

Eine Geschichte der Geschichtschreibung muß über die Wahrheit meiner Behauptung nothwendig das beste Licht verbreiten.

Hier ist also die Skizze einer solchen Geschichte.

Was wir gegenwärtig älteste Poesie nennen, ist nichts weiter als erster Versuch in der Geschichtschreibung; dies beweiset, außer den Volkbüchern der Juden, die Iliade.

Was kann uns berechtigen, diese Epopee für ein poetisches Produkt zu halten? Die Griechen selbst sahen darin immer ein historisches Werk. Sie schlossen so: »Entweder hat eine Zerstörung von Troja statt gefunden, oder nicht. Ist das erstere der Fall, so ist die Iliade kein Gedicht; ist hingegen das letztere der Fall, so ist die Iliade zwar ein Gedicht, aber alsdann darf keine Überein-

stimmung mit den Sagen statt finden, welche von der Zerstörung Troja's und den sie begleitenden Umständen auf anderen Wegen auf unsere Zeiten gekommen sind. Da nun aber eine solche Übereinstimmung wirklich statt findet, so ist die Iliade als ein Geschichtswerk zu betrachten.« Was kann uns abhalten, eben so zu schließen? Daß Homer, wie man's nennt, in medias res stürzt? Aber woher wissen wir, oder vielmehr woher wußte Aristoteles, von welchem dies Gesetz herrührt, was den alten Homer dazu bewog? Wo sollte er anfangen? Vom Ei der Helena? Das hatten Andere schon vor ihm gethan und ihm dadurch eine vollständige Geschichtserzählung erspart. — Wollen wir das Metrum, in welchem die Iliade abgefaßt ist, zum Grunde einer Behauptung machen, die, wenn wir die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts nur im mindesten kennen, so schwer zu vertheidigen ist? Aber wer kennt die Entstehung des Metrums? Die Schreibekunst ist durch so viele Verwandelungen gegangen. Woher wissen wir, daß das Metrum nicht eine nothwendige Folge des Verhältnisses war, in

welchem diese Kunst in den früheren Zeiten zu ihren Materialien stand? Da in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts alles das Werk der Nothwendigkeit ist, so können wir mit einer hohen Sicherheit annehmen, daß es nie ein Metrum gegeben haben würde, wenn in dem Verhältniß der Schreibekunst zu ihren Materialien nicht Schwierigkeiten statt gefunden hätten, die sich nur durch das Abmessen der Sylben überwinden ließen? Die Musik, mit welcher man den Vortrag der ältesten Komposizionen zu begleiten pflegte, konnte nie Schöpferin eines solchen Metrums werden, wie der Hexameter ist. *) — Die Sprache, in welcher

*) Ich glaube, man kann denjenigen, welche durch eine Reihe von Argumenten (von denen übrigens kein einziges ein historisches ist), dem Homer die Schreibekunst abgesprochen haben, nichts Stärkeres entgegensetzen, als das Metrum, in welchem seine Gedichte abgefaßt sind. Man macht überall den alten Homer zu einem Ungeheuer von Genie. Ein solches aber hat es nie gegeben; und wären wir mit den Zeiten, in welchen er lebte, so bekannt, als wir es mit unseren eigenen sind, so würde uns alles begreiflicher seyn. Vergöttern können nur die unhistorischen Köpfe.

die Iliade abgefaßt ist, macht keine Schwierigkeiten, weil wir diese Sprache, mit sehr geringen Unterschieden, in den nächsten Geschichtschreibern wiederfinden. — Aber die Maschinen? — Konnte Homer moralische Erscheinungen anders darstellen als auf eine religiöse Art? Zu seinen Zeiten stand es um die Staatsreligion unstreitig ganz anders, als zur Zeit des Aristoteles. Und haben wir es nicht in neueren Zeiten von neuem erlebt, daß man die Moral durch Religion ergänzt hat? —

Bei weitem mehr als die Iliade kann man die Odyssee für ein poetisches Produkt gelten lassen; und da die Sage, daß Homer blind gewesen sey, nicht ganz ungegründet seyn kann, so bin ich zu dem Glauben geneigt, daß das letztere Werk, welches unseren historischen Romanen so äußerst ähnlich ist, in jenem Zustande ungefähr eben so entstanden sey, als das verlorne Paradies von Milton. *)

---

*) Wo ist die Gränzlinie zwischen dem Epiker und dem Historiographen? Das Talent scheint mir durchaus dasselbe zu seyn. Wer also ein guter

Selbst die lyrischen Gedichte, welche Homers Nahmen führen, sind ganz historischen Inhalts.

Dasselbe ist der Fall mit den epischen Werken des Hesiodus, so viel davon auf uns gekommen ist. Sein Schild des Herkules ist, wie mans nennt, ein Mythos; aber was ist ein Mythos anders, als eine wirkliche Begebenheit, verändert durch Tradizion, fixirt durch den Geschichtschreiber?

Unstreitig standen zwischen Homer und Herodot, außer dem Hesiodus, noch viele andere Geschichtschreiber in der Mitte; aber ihre Werke sind um so eher verloren gegangen, da, bis zur Republikanisirung der kleinen griechischen Staaten, für die Geschichtschreibung nichts Erhebliches zu leisten war; Schöpften, wie es sehr wahrscheinlich ist, die

---

Historiograph ist, ist eben dadurch auch ein guter Epiker, und umgekehrt. Zwischen beiden steht blos der Geschichtsforscher in der Mitte. Ein Epiker kann und darf kein Geschichtsforscher seyn. Ein Historiograph hingegen muß es seyn; und da das Produkt des letzteren durch die Geschichtsforschung Wahrheit erhält, so hat es eben dadurch den Vorzug vor dem des ersteren.

Tragiker der Griechen aus diesen Quellen, so wird es um so begreiflicher, wie man kein großes Interesse fühlte, die Werke dieser Geschichtschreiber zu erhalten. Da nämlich die Tragiker den Inhalt dieser Geschichtswerke mit moralischen Tendenzen auf die Bühne brachten, so war nichts natürlicher, als daß die Griechen als Republikaner mit den Zeiten ihrer Ahnen auch die royalistischen Geschichtschreiber haßten. *)

Herodots historiographischer Charakter liegt so offen da, daß unter denjenigen, welche wissen was Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ist, gar kein Streit über seine Zuverlässigkeit entstehen kann. Hat er nicht, wer weiß wie oft, die Wahrheit gesagt, wenn er selbst nicht an sie glaubte? Wie kann man sich also einbilden, daß er absichtlich gelogen habe? Daß seine Nach-

---

*) Warum sollte ihnen nicht eben das begegnet seyn, was den Franzosen vor einigen Jahren begegnete? — Ich bemerke hier nur blos, daß die dramatische Poesie der Griechen durchaus der Geschichtschreibung verwandt war und sich nur durch Form und Tendenz von ihr unterschied.

richten von Persien so unzuverlässig sind, thut seiner Wahrhaftigkeit keinen Abbruch. War Herodot in Persien gewesen? Hatte er den mindesten Begriff von persischer Kultur? Hatte er überhaupt andere Maaßstäbe, als die griechischen? Alles was Herr Richardson gegen ihn vorgebracht hat, trifft eben so wenig den rechten Fleck, als alles, wodurch Heinrich Stephanus und Camerarius ihn gegen die Angriffe eines Plutarch und Luzian vertheidigt haben. Herodot war was ein Geschichtschreiber in dem Staate und in der Zeit, in welchen er lebte, seyn konnte. Der eigentliche Maaßstab für seinen historiographischen Werth ist in dem Detail enthalten, welches er von der Vertreibung der Perser aus Griechenland giebt. Mit einem Wort: Er konnte Fakta mit Wohlredenheit darstellen; aber er hatte noch gar keinen Begriff von ihrem Zusammenhange unter einander, oder, was einerlei ist, von der Ursach und Wirkung in den Erscheinungen. Sein einziger Antrieb zur Geschichtschreibung war Republikanismus.

Mit großer Kühnheit behauptet Hume: »Die erste Zeile im Thukydides sey der

Anfang der wirklichen Geschichte.« Was wirkliche Geschichte sey, wird sich in der Folge zeigen. Der unglückliche Erfolg, womit Thukydides Amphipolis vertheidigt hatte, brachte ihm eine Verbannung aus seinem Vaterlande zu Wege. In Thrazien schrieb er seine Geschichte des peloponesischen Krieges, nach bloßen Zurückerinnerungen. In sein Vaterland zurückberufen, wagte er es nicht, seine Geschichte bekannt zu machen; Xenophon übernahm dies Geschäft nach seinem Tode. Dies alles beweiset, daß das so sehr bewunderte Werk des Thukydides nichts mehr und nichts weniger sey, als ein einseitiger Bericht, mit allen nothwendigen Unvollkommenheiten eines solchen Produkts. Hätten wir über denselben Gegenstand einen Gegenbericht, so würde sich daraus eine Geschichte des peloponesischen Krieges konstruiren lassen; aber so wie die Sache jetzt liegt, kann das Werk des Thukydides höchstens den Werth guter Memoiren haben. Styl und Schöngeisterei haben es den Griechen empfohlen und ihre Urtheile sind auf uns übergegangen. Aber, selbst ohne übertrieben streng zu seyn, kann man vieles, was die

Griechen daran bewunderten, für Fehler erklären. Dahin gehört z. B. die berühmte Beschreibung der Pest, welche zur Zeit des peloponesischen Krieges in Athen wüthete; eine Beschreibung, welche ein gutes historisches Werk mehr entstellt, als schmückt. Von der Kunst, Charaktere in ihrer Individualität darzustellen, verstand Thukydides gar nichts. Sein Antrieb zur Geschichtschreibung war eigene Rechtfertigung.

Xenophons Rückzug ist ein Meisterstück; aber nur Memoire. Die griechische Geschichte eben dieses Geschichtschreibers leistet für den einigen Zweck der Geschichte um so weniger, da er als Theilnehmer an der Expedizion des Kyros aus seinem Vaterlande verbannt, die Parthei der Lazedämonier noch inniger umfaßte, und dadurch noch mehr, als durch seinen früheren Umgang mit dem Sokrates, verführt wurde, diesem Werke eine moralische Tendenz zu geben. Seine Biographie des Agesilaus zeigt einen entschiedenen Beruf für Kompositionen dieser Art, welche, an und für sich mit weniger Schwierigkeiten verbunden, kaum als Werke der Geschichtschreibung zu betrachten sind.

Bei dem Xenophon findet sich ein noch weit vollkommnerer Styl, als bei dem Thukydides; und diese Vollkommenheit ist es wiederum, welche seine historischen Werke seinen Landesleuten so sehr empfohlen hat.

Wären Herodot, Thukydides nnd Xenophon so vollkommene Geschichtschreiber, als man gern aus ihnen machen möchte, so müßten sie durchaus einen Begriff von dem allgemeinen Zweck der Geschichrschreibung gehabt haben, welcher nie ein anderer seyn kann, als Darstellung der Entwickelung einer Nazion in einem gegebenen Zeitraum. Aber weit entfernt, einen solchen Zweck auch nur zu ahnen, haben sie, abgesehen von ihren individuellen Antrieben zur Geschichtschreibung, es immer nur darauf angelegt, durch interessante Darstellung merkwürdiger Erscheinungen die Neugier derjenigen zu befriedigen, welche Nazionaleitelkeit zur Lektüre historischer Schriften führte. Wie viel sie dadurch geleistet haben, ist ihnen immer fremd geblieben. Selbst ihren Landesleuten der späteren Zeit entging der eigentliche Werth ihrer Kompositionen; und indem sich diese nur immer an einzelnen Begebenheiten und an den

Vollkommenheiten des Styls hielten, konnte keiner auf den Gedanken gerathen, ihre Werke zu einer allgemeinen Kulturgeschichte der Griechen zu verarbeiten; ein Gedanke, welcher erst in neueren Zeiten entstanden ist, und, selbst unvollkommen dargestellt, die historischen Komposizionen der Griechen weit hinter sich zurückgelassen hat. Und so ist man vollkommen berechtigt, die Heroen der griechischen Geschichtschreibung, troß aller Reputazion, in welcher sie noch gegenwärtig bei einigen Unwissenden stehen, historische Naturalisten zu nennen.

Die Werke späterer griechischer Geschichtschreiber unterscheiden sich durchaus nicht wesentlich von diesen. Auch sie umfassen nur immer kurze Zeiträume; auch sie stellen nur immer interessante Begebenheiten dar, welche die Geschichtschreiber nie begreifen. Von dieser Art ist das Werk des Appian.

Polybius lebte ungefähr zwei Jahrhunderte vor unserer Aera. Die Philosophie hatte bereits über den Polytheismus gesiegt; selbst da, wo er als Staatsreligion noch beibehalten wurde, verschwand seine koerzitive Kraft mit jedem Tage. Dieser Umstand ist

es eigentlich, was den Polybius zu einem sogenannten philosophischen Geschichtschreiber macht. Als Geisel mit mehreren vornehmen Achäern nach Rom gebracht, machte er die vertraute Bekanntschaft des Szipio Afrikanus, den er auf seinem Feldzuge nach Karthago begleitete. Vor seinen Augen wurde diese reiche Stadt erobert und zerstört. In der Folge wohnte er der Plünderung Korinths bei. Unstreitig waren es diese großen Begebenheiten, welche ihn auf den Gedanken brachten, sie im Zusammenhange mit früheren darzustellen. Bekannt mit der römischen Sprache, so wie sie damals geredet wurde, unternahm er seine römische Geschichte. Es fehlte ihm nicht an Materialien. Diese aber waren in einer Sprache abgefaßt, welche, als frühere, ihm minder geläufig war. So wurde er dunkel. Was er geleistet hat, ist, im Ganzen genommen, eben so sehr gegen seinen Willen zum Vorschein getreten, als die Werke der früheren Geschichtschreiber.

Die römischen Geschichtschreiber hatten eben so wenig einen Begriff von einer Darstellung der allmähligen Entwickelung eines Volkes, als die Griechen.

Die verloren gegangenen Werke eines Piktor hatten gewiß die größte Ähnlichkeit mit unseren Chroniken, wenn gleich der Gegenstand derselben interessanter seyn mußte, weil der Partheikampf in Republiken heftiger und bestimmter ist.

Sallust's römische Geschichte von Sylla's Tode bis zur Verschwörung des Katilina ist, bis auf unbedeutende Fragmente verloren gegangen. Dieser Verlust ist um so mehr zu bedauren, weil die kleineren noch vorhandenen Komposizionen dieses Geschichtschreibers zeigen, in welchem hohen Grade er das Talent besaß, die Individualität darzustellen; ein Talent, wodurch er die griechischen Geschichtschreiber bei weitem übertraf, ob er gleich eben so wenig als diese, einen klaren Begriff von seinem Gegenstande hatte.

Zäsars historische Werke sind Memoiren.

Livius war es, welcher unter den Römern zuerst den Gedanken faßte, eine zusammenhängende Geschichte des römischen Volks zu schreiben; aber eine eigentliche Entwickelungsgeschichte desselben zu liefern, konnte durchaus nicht seine Absicht seyn, weil er

sonst

sonst minder orthodox gewesen seyn würde. Vorliebe für die Republik und Religiosität schimmern aus jeder Zeile seines Werks hervor und beweisen bis zur Evidenz, daß er das Zeitalter nicht begriff, in welchem er lebte. Durchaus entging ihm die größere Entwickelung des römischen Volks, welche die republikanischen Formen zerbrach und eine Monarchie an ihre Stelle setzte. Darum will der Geschichtschreiber immer zurück, und sein einziger Antrieb zur Geschichtschreibung war: Liebe für die Republik, deren Gothismus er selbst in dem Aberglauben vertheidigt.

Vorurtheile dieser Art blieben den römischen Geschichtschreibern, einige wenige ausgenommen, in welchen das große Publikum aber bei weitem mehr die Lobredner, als die ruhigen Würdiger der neuen Verfassung sah.

Auch Tazitus war voll davon. Seine Annalen können für denjenigen kein Gegenstand der Bewunderung seyn, der in historischen Komposizionen von Vortrag und Styl zu abstrahiren im Stande ist und sich an dem Wesentlichen hält. Trift man aber im

Tazitus wo kleine Spur von der Nothwendigkeit der Erscheinungen an? Beleuchten wir die römische Verfassung unter den ersten Imperatoren mit den Resultaten der neueren Geschichte; so überzeugen wir uns leicht, daß es niemals bedauernswürdigere Fürsten gegeben hat, als diese Imperatoren. Als erste Staatsbeamte zu einer Identifikazion mit dem ganzen Staat berufen, konnten sie ihrer Bestimmung nie gemäß handeln, weil dieser Staat auf eine Sklaverei basirt war, welche die höheren Stände zu einem Aristokratismus berechtigte, der ihnen überall die Hände band. Daher kam es, daß die Imperatoren immer gegen den Senat ankämpften, und daß dieser, seine Existenz vertheidigend, sich verzweiflungsvoll wehrte. Diesen Antagonismus stellte Tazitus dar; da er aber durchaus keinen Begriff von den Ursachen desselben hatte, so sah er in diesem Partheikampf weiter nichts, als den Ausdruck der Schlechtheit auf der einen, und den der Tugend auf der anderen Seite. Lob und Tadel ist gleich verdächtig in seinem Munde; am verdächtigsten aber da, wo das Lob sich auf Imperatoren bezieht. Worin bestand denn die hochgeprie-

sene Tugend eines Nerva, Trajan, Titus? Bestand sie in etwas mehr als in Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Senats und der Patrizier, mit so viel Volksliebe gepaart, als sich möglicher Weise damit paaren läßt? Für ihre eigene Sicherheit besorgt, waren diese Imperatoren bei weitem nicht so lobenswürdig, als aristokratische Geschichtschreiber sie gemacht haben; denn ihre Hauptangelegenheit war, die Grundverfassung des römischen Staates zu verändern, und dafür thaten sie so wenig, daß sie durch das, was man ihre Güte nannte, zum Umsturz des römischen Reichs nicht mehr und nicht weniger beitrugen, als ein Tiber, Nero, Kaligula und Domizian. *) Was ist es denn aber,

*) In der That, man sollte endlich aufhören, jene Imperatoren und einige ihrer Nachfolger als Muster darzustellen. Es verräth nicht nur eine große Unbekanntschaft mit der Verfassung der Römer, sondern auch einen auffallenden Mangel an historischen Geist überhaupt, wenn man, (wie Wieland) die Unterhaltungen eines Marc Aurel mit sich selbst zu einer Art von Brevier für einen jungen König unserer Zeiten machen will, oder (wie Feßler) die Geschichte dieses Imperators in

was allen gebildeten Lesern die Lektüre der Annalen so interessant macht? Nicht die Wahrheit, sondern die Gewandheit, womit Tazitus den Antagonismus darzustellen gewußt hat; ein Talent, worin er niemals übertroffen werden kann, weil dieselbe Erscheinung niemals wiederkehren wird. Mehr im ächten Geist der Geschichte sind die sogenannten fünf Geschichtsbücher dieses Schriftstellers gearbeitet, ob auch sie gleich sehr wesentliche Fehler haben, weil die Kürze, mit welcher die Begebenheiten dargestellt sind, keine Empfehlung für den Vortrag ist; denn jedes historische Werk, das eines Kommentars bedarf, ist fehlerhaft konstruirt. Das kleine Werk über den Charakter der Deutschen giebt die besten Aufschlüsse über den Charakter des

---

einem dialogisirten Halbroman verwandelt, als Fürstenspiegel vorhält. Was soll ein König von Preußen mit dem ersteren, was soll er mit dem letzteren? Sein Wirkungskreis ist, dem Himmel sey es gedankt, ein ganz anderer, als der des Marc Aurel; und so wenig Marc Aurel Friedrich Wilhelm den Dritten in sich aufnehmen konnte, ohne seiner Bestimmung zu schaden, eben so wenig kann der letztere den ersteren in sich aufnehmen.

Geschichtschreibers selbst; denn dieses Werk enthält einen offenbaren, wenn gleich nicht ausgesprochenen Parallelismus, der sehr deutlich zu erkennen giebt, wie unzufrieden Tazitus mit den Zeiten war, in welchen er lebte, oder wie wenig er die Ursachen der römischen Entwickelung begriff. Auch er war ein entschiedener Republikaner.

Sueton hat uns in seinen Charakteristiken der Imperatoren sehr gute Materialien gegeben, wenn sie gleich nur ein zusammengestoppeltes Geschreibsel sind, so wie man es heutiges Tages aus einem Bülletin oder einer skandalösen Chronik zusammentragen würde. Dieser Rhetor hatte auch nicht die mindeste Ahnung von einer Geschichtschreibung.

Von wem auch das kleine Werk von den Ursachen verderbter Beredsamkeit seyn mag, so ist es das vollkommenste historische Produkt der Römer, weil der Verfasser gezeigt hat, daß er im Stande war, Erscheinungen zu begreifen. So einzeln steht es am historischen Horizonte da, daß es ein Stern erster Größe ist.

Je schlaffer der Kampf des Despotismus der Imperatoren mit dem Aristokratismus

der Senatoren und Patrizier wurde, desto mehr schwieg die Geschichte. Nur Kriege waren der Gegenstand historischer Komposizionen; und unter diesen zeichnet sich am meisten die des Ammianus Marzellinus aus. Als Grieche weniger Patriot, als Soldat unbefangener in seinen Urtheilen, hat er von allen römischen Geschichtschreibern unstreitig das vollkommenste Werk geliefert, wie man übrigens auch über seinen Styl urtheilen mag.

Auch die römischen Geschichtschreiber wurden, wie die griechischen, bei weitem weniger wegen des Inhalts, als wegen des Styls geschätzt; ein offenbarer Beweis, daß man noch immer nicht wußte, was Geschichte ist. Die Geschichtschreiber selbst waren die gebildetsten Männer ihrer Zeit; aber von ihrer Beschäftigung hatten sie keinen hohen Begriff.

In den Werken der byzantinischen Geschichtschreiber findet man ganz die Aufgelöstheit des orientalischen Reichs wieder. Anna Komnena konnte die Geschichte ihres Vaters ziemlich interessant machen; aber die vielen Thränen, unter welchen sie diese Geschichte

niederschrieb, sind ein hinlänglicher Beweis ihres Nichtberufs zu historischen Komposizionen.

Indessen hatten Barbarenhorden das römische Reich im Okzident zerstört. Mit den übrigen Wissenschaften war auch die Geschichtschreibung zu Grunde gegangen. Können wir uns darüber wundern, daß die mönchischen Geschichtschreiber so elend waren? Was hätten sie darstellen sollen? Alles lag noch im Embryo; sie selbst theilten die Rohheit.

Erst unter Karl dem Großen erfolgte eine bestimmtere Absonderung der Gewalten und mit ihr eine größere Freiheit in der Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Getroffen von diesem großen Ereigniß, wurde Äginhard, der unstreitig als Sekretär des Kaisers selbst einen großen Antheil daran hatte, der Geschichtschreiber seiner Zeiten und der Biograph seines Wohlthäters. *)

---

*) Das erste in seinen Annalen von 791 bis 829; das letztere im Leben Karls des Großen. In der Vorrede zu dieser Biographie sagt er: Suberat et alia non inrationabilis, ut opinor, causa, quae

Der Geist der Ritterschaft belebte den der Geschichtschreibung von neuem. Hand in Hand verwandelten Poesie und Geschichte, oder vielmehr, nur das Metrum machte die Poesie und alles war Geschichte. Außerordentliche Thaten erschienen noch außerordentlicher in der Beschreibung; und je seltener ein Buch war, desto eifriger las man. Von einem Hof zum andern wanderten die Geschichtschreiber, um von Fürsten und Rittern und Knappen merkwürdige Begebenheiten zu vernehmen, die sie in gebundener und ungebundener Sprache niederschrieben. So komponirten, außer Froissart, tausend Andere die Geschichte; und man thut den sämmtlichen Trubadouren und Minnesängern gar

---

vel sola sufficere posset, ut me ad haec scribenda compelleret; nutrimentum videlicet in me impensum, et perpetua, postquam in aula ejus conversari coepi, cum ipso et liberis ejus amicitia, qua me ita sibi devinxit, ut merito ingratus videri et judicari possem, si tot beneficiorum in me collatorum immemor carissimi et illustrissimi hominis optime de me meriti gesta silentio praeterirem. Wie man aus dieser Probe sieht, guter Styl und unziemliche Beweggründe.

nicht Unrecht, wenn man ihnen den poetischen Charakter gänzlich nimmt und ihnen den historiographischen dafür ertheilt.

Im vierzehnten Jahrhundert wurde endlich Italien das Treibhaus der Geschichte. Stärker, als auf irgend einem andern Punkte Europa's, waren die Reibungen in und unter den kleinen italiänischen Staaten. Der Kampf der Guelfen mit den Ghibellinen gebar eine Menge merkwürdiger Erscheinungen, welche aufgezeichnet zu werden verdienten; und obgleich ein Villani, um seiner Erzählung höheres Interesse zu geben, mit dem Thurmbau zu Babel zu beginnen für nöthig achtete, so sieht man doch in demjenigen Theil seiner Chronik, welcher die Begebenheiten seines Zeitalters enthält, die Anlagen zu einer weit merkwürdigeren Geschichte, als Griechen und Römer jemals auf uns vererben konnten. Selbst in seinen Vorgängern Malespini und Dino Compagni trifft man bereits dergleichen Spuren an.

Der Charakter der Geschichtschreibung blieb noch ein ganzes Jahrhundert hindurch

schwankend, *) bis er endlich durch Machiavelli für immer fixirt wurde. Sekretär eines Volkssenats, wurde Machiavelli durch sein Amt zur Beobachtung der Partheien genöthigt. Dies gab ihm eine Entwickelung, wodurch er bald alle diejenigen übertraf, in deren Diensten er stand. Zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht, lernte er als Gesandter fremde Verfassungen kennen. Das Studium der griechischen, besonders aber der römischen Geschichte, vollendete seine Ausbildung. Als die Parthei, welcher es gelang, die Verfassung seines Vaterlandes zu vernichten, ihn aus Argwohn mißhandelte, da verlor er die Lust zu öffentlichen Ämtern so sehr, daß selbst Leo's des Zehnten Bitten ihn nicht zu bekehren vermochten. Die Geschichte seines Vaterlandes Florenz zu schreiben, wurde um so mehr sein Beruf, je mehr er, in einem Zeitraum von ungefähr vierzehn Jahren als Staatssekretair die Entstehung der

---

*) Die Novellen des Boccaccio sind z. B. der Geschichte bei weitem mehr verwandt, als der Poesie, weil ihnen lauter Fakta zum Grunde liegen.

Erscheinungen beobachtet hatte. So entstand seine florentinische Geschichte; eine der vollkommensten historischen Komposizionen, welche es giebt. Will man diesen Geschichtschreiber ganz kennen lernen, so muß man ihn in seinen Abhandlungen über den Livius und in seinem Fürsten *) aufsuchen. Beide Werke sind Sedimente seines historischen Studiums. Das letztere gehört zu denjenigen Werken, deren falsche Beurtheilung unvermeidlich ist, wenn das Urtheil von einem anderen, als von einem Geschichtsforscher herrührt. Ein Mann der Partheien beobachtet, Verfassungen studirt und die Begebenheiten der entferntesten Zeit mit den Begebenheiten der neuesten verglichen hat, muß über Tugend und Laster nothwendig anders denken, als der Metaphysiker, der alles aus reinen Begriffen herleitet und die Welt durch Definizionen reformiren will. Nicht Satyre auf Fürsten, sondern ein eigentlich gutgemeinter Rath ist in dem Principe enthalten; und der Hauptgedanke dieses Werks ist kein anderer, als: daß sich

*) Discorsi sopra Tito Livio und il Principe.

schlechte Sozialverhältnisse nur auf dem Wege der Gewalt und List verbessern lassen Davon konnte sich freilich ein Rousseau keinen Begriff machen; davon aber ist jeder Geschichtsforscher aufs lebendigste überzeugt. Machiavelli wäre ein geheimer Republikaner gewesen? Machiavelli war ein ehrlicher Mann, der, so lange er der Republik diente, in Regierungsprinzipe einging, die er nicht abändern konnte; aber ein Republikaner war er keinesweges. Sein höchster Wunsch war, daß alle italiänischen Staaten in Eine Monarchie zusammenschmelzen möchten. Dies beweiset seine Aufforderung an Lorenzo de Medici, Italien von fremdem Joche zu befreien und alle kleinen Besitzungen zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Dies beweisen seine Untersuchungen über koerzitive Macht und die Resultate derselben, so wie er sie in seinem Werk über die Infanterie aufgestellt hat. Alles was man gegen den Inhalt dieses von der größten Humanität eingegebenen Fürstenspiegels sagen kann, ist aufs wenigste sehr unhistorisch; und nie ist einem großen Schriftsteller, nachdem er lange verkannt worden ist, eine bes-

sere Rechtfertigung zu Theil geworden, als Machiavelli dadurch erhielt, daß ein großer Fürst ihn als Kronprinz widerlegte und als Regent, zum Glück seiner Unterthanen, befolgte. *) Begriffen hat man den florentinischen Staatssekretär nie. Als Bakon von ihm sagte: »Er habe Dank verdient, weil er so ohne Umschweife sage, was die Menschen zu thun pflegen, nicht was sie thun sollten,« **) sagte er etwas sehr unhistori-

---

*) Es ist endlich Zeit, daß man aufhöre von Macchiavellismus zu sprechen. Muß denn ein Schriftsteller unaufhörlich gebrandmarkt werden, weil die meisten seiner Leser ihn nicht verstehen? Karl der Fünfte führte Macchiavelli's Principe immer bei sich. War denn dieser Kaiser ein so elender Wicht, daß jeder Kathederphilosoph das Recht hat, über ihn abzusprechen? Kann man sich mit dem, was man unter Machiavellismus versteht, durchaus nicht vertragen, so verbanne man ihn aus der Welt. Es ist wahr, er verunstaltet sie; aber wird er sie weniger verunstalten, wenn man dagegen deklamirt und die Köpfe durch Definizionen zu verbessern sucht? Nur durch bessere Sozial- und Nazionalverhältnisse kann er verbannt werden; aber dazu werden uns die Metaphysiker nie verhelfen. Das wußte Macchiavelli sehr gut.

**) De augmentis scientiarum, L. VII. cap. 2.

sches; denn die Menschen thun immer was sie müssen. Als Rousseau von dem Principe sagte: »Es sey der Kodex eines Republikaners,« da sprach er in dem Geist seines gesellschaftlichen Vertrages, aber sehr unweise.

Machiavelli's historische Feder erbte Francesko Guicciardini; aber nicht mit ihr Machiavelli's großes historisches Gemüth. Überall war Guicciardini mehr für Theilnahme an Geschäften als für eine stille Beobachtung von Begebenheiten vorhanden; und ob man gleich gestehen muß, daß der Antheil, welchen er an den Ereignissen seiner Zeit hatte, ihn zur Geschichtschreibung führen mußte; so muß man doch auch von der anderen bekennen, daß er für dieselbe bereits verdorben war, als er sich nach Arcetri zurückzog, um seine Geschichte zu schreiben; denn allzu lange hatte er Parthei genommen, als daß der Partheigeist gänzlich hätte von ihm weichen können. Seine Ausfälle auf die Päbste sind eines ächten Geschichtschreibers durchaus unwürdig.

Varchi verdient als Geschichtschreiber kaum einer Erwähnung.

Paolo Paruta hingegen hat die Geschichte der Republik Venedig mit einer Unbefangenheit und Vollständigkeit bearbeitet, welche nichts weiter zu wünschen übrig lassen, als daß er einen größeren Zeitraum umfaßt haben möchte. *)

Von allen diesen Geschichtschreibern Italiens kann man ohne Ausnahme sagen, daß sie wenigstens eine Ahnung von ihrem großen Geschäfte hatten, die Entwickelungsgeschichte ihrer oder fremder Nazionen darzustellen; denn keiner von ihnen wurde, wie Livius und Tazitus, Lobredner früherer Zeiten, und erhaben über religiöse Wahnbegriffe, bestritten sie die Anmaaßungen der Päbste und trugen dadurch nicht wenig zur Entfesselung der Gemüther bei. Größer war die historische Masse, die sie zu verarbeiten hatten; aber nie unterlagen sie derselben. Patriotismus allein entstellt hie und da ihre Werke. Selbst wo Mönche die Geschichtschreibung übernahmen, gelang sie auf eine bis dahin nie gesehene Weise. Wer kennt

*) Seine Geschichte dieses Freistaats geht nur von 1513 bis 1551.

nicht die Geschichte des tridentinischen Konziliums von Paolo Sarpi? So groß war schon im sechzehnten Jahrhundert die Kraft des Zeitgeistes, daß er die staatsbürgerlichen Banden zersprengte und den Individuen neue Bestimmungen anwies, wodurch sie nicht selten ihrer Urbestimmung entgegenstrebten und sich, wie Sarpi, den Dolchen ihrer Vorgesetzten blos stellten. *)

In Spanien hatte indessen einer der seltsamsten Kämpfe die Geschichtschreibung geweckt. Da er bereits oben, als von der Poesie die Rede war, beschrieben ist, so kann ich ihn hier mit Stillschweigen übergehen.

Von

*) Sarpi ist eine der allerinteressantesten Erscheinungen dieses Jahrhunderts. Seine Verdienste erfordern eine besondere Würdigung. Sehr viel — vielleicht weit mehr, als er sich auszusprechen getraute — mußte dieser Mann von der menschlichen Natur begriffen haben, da er zugleich Physiker (in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts) Mathematiker und Geschichtsforscher war. Es ist schwerlich möglich, noch mehr mit einander zu vereinigen.

Von Aragoniens Ständen erhielt Zurita den Auftrag, die Geschichte dieses Königreichs zu schreiben. Er that es als ein Mann, der selbst die Freiheit liebte, und seine Annalen, obgleich kein Meisterstück der Komposizion, sind eins der interessantesten Geschichtswerke neuerer Zeit und von allen historischen Komposizionen der Spanier bei weitem die belehrendste.

Kaum hatten die Könige durch die Inquisizion den Sieg über die Stände davon getragen, als die Geschichtschreibung in die Hände der Regierung fiel, und, indem sie beinah ausschließend der Geistlichkeit überlassen wurde, alle Verunstaltungen erhielt, die vom Studium derselben abschrecken können.

Juan Mariana's allgemeine Geschichte Spaniens hat, bei allen Vorzügen des Styls, große Unvollkommenheiten. Je näher der Geschichtschreiber den Zeiten kommt, in welchen er selbst lebte, desto unzufriedener wird er mit den Begebenheiten, deren Nothwendigkeit er nicht durchschaut. Und doch ist Mariana, vermöge des großen Umfanges seiner Kenntnisse und der genauen Bekanntschaft, die er sich, während seines Aufenthalts

in Italien und Frankreich, mit der Welt verschafft hatte, bei weitem der vorzüglichste.

Tief unter ihm stehen Sandoval und Herrera Tordesillas, von welchen der erstere keine einzige Erscheinung zu würdigen weiß und alles bunt unter einander mahlt, während der letztere, ohne ein Geistlicher von Profession zu seyn, keine Gelegenheit unbenutzt läßt, den gröbsten Bigottismus zu predigen und aus seiner Geschichte eine Andachtsübung zu machen. Dasselbe gilt von den Werken des Torquemada. Selbst Solis und Argensola machen keine Ausnahme.

Es scheint als habe sich der expansive Geist der Geschichtschreibung in Spanien in eben dem Maaße verloren, in welchem der Staat zusammenschrumpfte. Wie groß ist nicht die Nüchternheit eines Ferreras, dessen spanische Geschichte dem Auszuge aus einer Hofzeitung nicht unähnlich sieht.

Munoz hatte große Talente und was er geleistet hat, läßt seinen allzu frühen Tod bedauern.

In Frankreich hat man den Inhalt der Geschichte nie geahnet, noch weniger begrif

fen. Von Froissart hinab bis auf Voltaire und die neuesten Geschichtschreiber der Revoluzion findet man, den einzigen Thou etwa ausgenommen, schwerlich etwas mehr, als Notizensammler. So wenig hatte man die Nothwendigkeit der Erscheinungen begriffen, daß man, selbst nachdem die Revoluzion gebietend darauf aufmerksam gemacht hatte, sie weit lieber in Macchiavelli's als in eigener Geschichtschreiber Werken aufsuchte. *)

In der That es würde sich durchaus nicht der Mühe verlohnen, die Charakteristik einzelner französischer Geschichtschreiber zu entwerfen, wäre nicht Thou so berühmt und verdiente er seinen Ruhm nicht in mehr als einer Hinsicht. Seine Erzählung wird nur dadurch verunstaltet, daß er den Antagonismus, den er darzustellen hat, ganz unwillkührlich immer in einen Rechtsstreit verwandelt. Daher kommt es, daß den Protestanten seine Geschichte der Bürgerkriege noch immer bei weitem mehr gefällt, als die des Davila; und daher kam es, daß das Werk

---

*) Man sehe Garats Memoiren, wo sich darüber mehrere Beispiele finden.

bei seiner ersten Erscheinung mit Genehmigung Heinrichs des Vierten verboten wurde; ein Schicksal, welchem jedes ächte Geschichtswerk sehr leicht entgeht. *)

Was soll man von einem Mezerai, Beaucaire, du Bellay, Gaillard sagen? Sie haben Materialien geliefert. Wie klein erscheint alles in diesen Geschichtschreibern, wenn man nicht im Stande ist, das Große im Kleinen wiederzufinden.

Die neueren Memoirenschreiber sind um nichts besser. Ich rechne Voltaire auch dahin. In der That es ist einem historischen Gemüth unerträglich, die Geschichte von Voltaire gemißhandelt zu sehen. **)

*) Man hat de Thou einen Protestanten en gros und einen Katholiken en détail genannt. Er selbst spricht in seinen Memoiren mit einer Art von Triumph von seiner Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter. Welch ein Geschichtschreiber!

**) Siècle de Louis XIV. ch. XXI. heißt es: Le siècle de Louis XIV. qui vit naître une revolution dans l'esprit humain, n'y sembloit pas destiné; car à commencer par la philosophie, il n'y avoit pas d'apparence du temps de Louis XIII. qu'elle

Düclos geheime Denkwürdigkeiten der Regierungen Ludwigs des XIV. und XV. enthalten durchgängig anti-historische Ansichten, so seltsam dies auch klingt. Von dem Großen immer nur das Kleine und dieses noch mit Moral bestrichen! *)

---

se tirât du cahos, où elle etoit plongée. L'inquisition d'Italie, d'Espagne, de Portugal, avoit lié les erreurs philosophiques aux dogmes de la religion; les guerres civiles en France et les querelles du Calvinisme, n'étoient pas plus propres à cultiver la raison humaine, que le fut le fanatisme du tems de Cromwell en Angleterre et cet. Welche Kenntniß der Entwickelungsgesetze!

*) Am Schlusse der Regierung Ludwigs des XIV. ist die Rede von Louvois und der Memoirenschreiber sagt: Si on le considère comme citoyen, c'étoit un monstre; il eut immolé l'état à son ambition, à son humeur, au moindre élan de l'amour propre. Eh que nous importent des talens dont on nous auroit pu epargner le malheureux emploi? En lisant l'histoire je ne rencontre point d'eloge ampoulé d'un prince ou d'un ministre, que je ne m'attende à quelque disgrace pour l'état. Nous admirons quelques unes de leurs opérations, et nous n'entendons plus les gemissemens des malheureux qu'ils ont fait et qui étoient nos pères.

Man sollte glauben, eine so merkwürdige Erscheinung, als die Revoluzion ist, müsse diesem historischen Torpor ein Ende gemacht haben; aber man lese nur die Werke eines Fantin Desodoards, eines François Pages, eines Toulongeon, um sich zu überzeugen, daß sie auch nicht das Mindeste von der Revoluzion begriffen haben. Ihre Werke wimmeln von Klagen über verderbte Moralität; und nichts kann seltsamer seyn, als ihre Erklärungen über Individuen, deren früherer Stand oder Gewerbe nicht zu ihren Vorurtheilen paßt.

Woher aber die Erscheinung, daß eine Nazion, welche durch ganz Europa für die geistreichste gehalten wird und deren Fortschritte in den physischen Wissenschaften uns nicht selten in Erstaunen setzten, so wenig für die Geschichte vorhanden ist? Unstreitig liegt der Schlüssel zum Räthsel gerade darin, daß sie so geistreich ist. Diejenige Art der Kombinazion nämlich, welche den Witz ausmacht, taugt weder für die Geschichtsfor-

---

Preferons à ces metéores brillans et destruct eurs, l'administration d'un honnête homme et cet.

schung, noch für die Geschichtsschreibung; ja, je mehr sie darauf angewendet wird, desto mehr verdirbt sie. Die Geschichtsforschung erfordert den Scharfsinn; die Geschichtsschreibung das Darstellungstalent. Wo beide sich nicht vereinigt befinden, gelingen keine historische Komposizionen. *) Wo sie mit Witz vermischt sind, verunstalten sie alles.

Die Engländer stehen als Historiographen in einer so großen Achtung, daß man

---

*) 1755 las der Marquis d'Argenson in der Akademie des belles lettres eine Abhandlung vor, in welcher die Frage aufgeworfen wurde, warum die Franzosen keinen Thukydides, Xenophon, Tazitus u. s. w. hervorgebracht hätten. Der Marquis meinte, es müsse seinen Landesleuten an gewissen Eigenschaften fehlen, welche dazu erforderlich wären, und die er folgendermaaßen angab: 1. Une critique exacte et savante fondée sur des récherches laborieuses, pour la collection des faits. 2. Une grande profondeur en morale et en politique. 3. Une imagination sage et fleurie, qui peigne les actions, qui deduise les causes et qui presente les reflexions avec clarté et simplicité; quelques fois avec feu, mais toujours avec goût et élegance. 4. Il faut de plus la constance dans le travail, un stile égal et soutenu et une exactitude infatigable.

Bedenken tragen könnte, sich über ihre geschichtlichen Komposizionen zu erklären. Da indessen alles Vorhergehende als Einleitung zu einem Urtheil über die berühmtesten englischen Geschichtschreiber angesehen werden kann, so will ich den Muth nicht verlieren.

Haben die Engländer ihre Nachbarn jenseits des Kanals in der Geschichtschreibung übertroffen, so datirt sich dieser Vorzug nicht aus einer entfernteren Zeit.

Bakon's Geschichte Heinrichs der Sieben verdient als historische Komposizion kaum einer Erwähnung. Er schrieb sie, wie man sagt, um seinen Frieden mit Jakob dem Ersten zu machen; aber dieser Antrieb ist nicht die einzige Ursache des Mislingens. Die Hauptursache lag in des Geschichtschreibers Unfähigkeit zur Geschichtschreibung. Bakon war nur witzig. Dies geht aus allen seinen Werken hervor; dies war der Grund, warum er den Krieg mit den Scholastikern ohne Erfolg führte.

Buchanan's schottische Geschichte ist nur ein Abriß.

Burnets Geschichte seiner Zeit ist ohne allen historischen Geist; eine einzige Charak-

terschilderung ist hinreichend, den Kenner davon zu überzeugen. *)

Robertson nahm seine Bestimmung zur Geschichtschreibung ganz aus seinem Gemüth und arbeitete mit einem so rastlosen Fleiße, daß ihm sein Geschäft heilig wurde. Daß er in der Geschichte eine Darstellung der Entwickelung des menschlichen Geschlechts wenigstens geahnet habe, bleibt gar nicht mehr zweifelhaft, wenn man sieht, wie er alles aufgreift, was zu einer vollkommneren Darstellung derselben beitragen kann. Unter allen seinen Vorgängern steht er nur hinter Macchiavelli zurück, den er billig genug war für seinen Meister zu erklären. Alles ging bei ihm in dem Geschichtschreiber unter; selbst der Geistliche und der Philosoph. **)

---

*) So sagt dieser Geschichtschreiber von Karl II.: He had an appearence of gentleness in his outward deportment, but he seemed to have no bowels nor tenderness in his nature; and in the end of his life he became cruel. He was apt to forgive all crimes, even blood itself; yet he never forgave any thing that was done against himself. Book III.

**) Selbst Robertsons Predigten waren nur

Seltsam ist Spittlers Urtheil über Hume's historiographischen Werth, wenn er in seinem Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten von diesem Geschichtschreiber sagt: »Keiner von Englands Geschichtschreibern kommt ihm an Größe des Geistes, Tiefe der Wahrnehmungen und geübter Abstrakzionsgabe gleich.« Selbst wenn diese Charakteristik einen so klaren Sinn hätte, als sie ihn nicht hat; so entsteht noch immer die Frage, ob dies Eigenschaften sind, die einen Geschichtschreiber wirklich schmücken? Man hat Hume'n vorzugsweise einen philosophischen Geschichtschreiber genannt. Ist er dadurch ein besserer? Kann irgend etwas über die richtige Darstellung der Entwickelung des menschlichen Geschlechts in einer bestimmten

---

Geschichte. In einer derselben, gehalten vor der schottischen Sozietät zur Fortpflanzung der christlichen Religion am Stiftungstage dieser Gesellschaft im Jahr 1755, nahm er, nach Koloss. Kap. 1, v. 26, Gelegenheit, seinen Zuhörern eine Übersicht des sittlichen, politischen, kirchlichen und häuslichen Zustandes der Welt zur Zeit der Erscheinung Christi zu geben. — Wie viele Geistliche können so etwas? —

Periode gehen und bedarf es dazu einer Metaphysik? Es ist beinah unbegreiflich, wie Hume, nach so vielen historischen Arbeiten, sich in seiner Autobiographie rühmen konnte: »Eine großmüthige Thräne über das Schicksal Karls des Ersten und des Grafen von Staffort geweint zu haben.« Von solchen Erweichungen weiß der ächte Geschichtschreiber nichts. Grade aus Hume's philosophischen Schriften lernt man den Geschichtschreiber Hume am besten beurtheilen; denn daraus ist erwiesen, daß er nicht die kleinste Ahnung von einem menschlichen Geschlechte und dessen Bestimmung hatte. Als Geschichtschreiber konnte er also keine Entwickelungsgeschichte darstellen wollen.

Gibbon gesteht selbst, daß Tazitus sein Muster gewesen sey. Daraus folgt, daß er in der Geschichtschreibung mehr seine Beschäftigung, als seinen Beruf fand. Die wahren Ursachen des Verfalls des römischen Reichs lernen wir aus seinem Werke nur in sofern Montesquieu sie im Großen vorgezeichnet hatte. In seinen Urtheilen über das Christenthum unterschied er nicht die ursprüngliche Lehre von dem Dogma der Kirche. In

seiner Schilderung der germanischen Völker, dem Tazitus folgend, übersetzte er ihn, ohne alle Rücksicht auf den Parallelismus, der in diesem kleinen Werk des römischen Geschichtschreibers verborgen liegt. Libanius ist seine Stütze, wenn es ein Urtheil über Julian gilt. Nichts versteht dieser Geschichtschreiber in seiner Reinheit aufzunehmen, und seine Schöngeisterei muß historische Flecken verbergen.

Ferguson's Versuch einer Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft enthält schwerlich eine Hauptidee, die man festzuhalten im Stande wäre. Wild schwärmt darin alles durcheinander.

Trotz allen diesen Mängeln sind die drei letzten Geschichtschreiber sehr achtungswerth, weil sie zuerst auf den Gedanken geführt haben, daß das Gravitazionsgesetz für die Erscheinungen der moralischen Welt nicht da zu finden sey, wo man es immer gesucht hat; und Hume besonders wurde durch das Studium der Geschichte zum Skeptiker.

Ohne über deutsche Geschichtschreiber in ein Detail einzugehen, welche wenigstens die noch lebenden unter ihnen beleidigen könnte, bemerk' ich im Allgemeinen: daß

unter den älteren, den Chronikerschreibern, mehrere vortrefflich sind, weil sie den Beruf zur Geschichtschreibung ganz rein aus ihrem Gemüthe nahmen; daß die Wuth pragmatisch zu schreiben, die Komposizionen vieler neueren verdorben hat, und daß unter den neuesten mehrere vortrefflich, wenn gleich nicht vollkommen sind. Schiller hat die Geschichtschreibung aufgegeben, unstreitig weil er fühlte, daß dies Geschäft sich nicht mit Poesie und Metaphysik verträgt. Woltmann hat ein großes Talent zur Geschichtschreibung, wenn alles dazu vorbereitet ist. Johannes v. Müller ist ein vorzüglicher Geschichtsforscher und ein seltener Geschichtschreiber; aber seine Geschichte der Eidgenossenschaften wird durch den Antheil entstellt, welchen Vaterlandsliebe daran hat. Mehrere haben die Geschichte einzelner Erscheinungen mit großem Erfolg geschrieben. Kommt die Geschichte des europäischen Gleichgewichts, von welcher bereits eine Einleitung abgedruckt ist, jemals zu Stande; so wird sie das erste aller bisher bekannten Geschichtswerke seyn. Von allen Nazionen Europa's hat gerade die deutsche den meisten Beruf

zur Geschichtschreibung, weil sie die wenigste Nazionaleigenthümlichkeit hat; und dies wird sie von dem Augenblick an zeigen, wo die metaphysischen Wissenschaften ganz zu Grabe getragen sind und das Kombinazionsvermögen der Deutschen, von allen Fesseln befreit, welche diese Wissenschaften ihm anlegten, an Ausdehnungskraft gewonnen haben wird.

Werfen wir einen allgemeinen Blick auf alle Geschichtschreiber ohne Ausnahme, so sehen wir freilich, daß außer Macchiavelli Robertson und einigen Deutschen kein einziger mit klaren Bewußtseyn geleistet hat, was er leisten wollte; aber deswegen ist die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts nicht weniger in ihren Werken enthalten; durch bloße Darstellung der Begebenheiten haben sie dies zu Stande gebracht. Alle zusammengenommen enthalten die köstlichsten Wahrheiten; und wie groß auch die Flecken jedes Einzelnen seyn mögen, so ist doch unter ihnen kein einziger, der nicht einen bei weitem höheren Werth hätte, als der Metaphysiker je erringen kann, der, indem er die Erscheinungen aus Hypothesen erklärt, immer die Köpfe verwirrt, während der Geschicht-

schreiber niemals irgend eine solche Verwirrung anrichten kann und zuletzt der Dollmetsch des Metaphysikers werden muß.

Wollen wir aus dem bishergesagten Regeln für die Geschichtschreibung abstrahiren, so lassen sich alle in die einzige zusammendrängen:

»Da der Geschichtschreiber immer moralische Erscheinungen darzustellen hat, so stelle er sie mit den Ursachen dar, die sie hervorbringen mußten.«

Mehr bedarf es nicht. Denn hat er diese Ursachen eingesehen, und besitzt er so viel Darstellungskraft, als zur Geschichtschribung gehört; so findet sich das sine studio et ira ganz von selbst, welches, als bloßer Vorsatz, nie geleistet hat, was es leisten sollte. *) Wer jene große Regel in sich trägt,

---

*) Tazitus hat gewiß den guten Willen gehabt, sine ira et studio zu schreiben; hat er aber Wort gehalten? Gewiß nicht. Unbekannt mit den Ursachen der Erscheinungen, welche er darzustellen hatte, wurde er zu dem Glauben an eine absolute Schlechtheit oder Vortrefflichkeit der Menschen genöthigt; ein Glaube, den er seinen Lesern

mag in einer Monarchie oder Republik leben, immer wird er die Geschichte nicht nur mit Erfolg, sondern auch zur Zufriedenheit aller Partheien schreiben; und ist es unmöglich, sie ganz entwickelt in sich zu tragen, ohne mit der wahren Beschaffenheit der individuellen Natur des Menschen und dem Grundgesetz aller menschlichen Entwickelung bekannt zu seyn; so darf ich mir schmeicheln, durch die Aufstellung meines neuen Gravitazionsgesetzes für die moralische Welt, selbst künftigen Geschichtschreibern nützlich geworden zu seyn. Was in aller Welt kann sie zur Partheilichkeit verführen, wenn sie eine Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts oder eines Theils desselben darstellen?

Daß die Geschichte nur eine einige sey, sieht man ohne Mühe ein; sie ist es durch ihren Gegenstand und kann eigentlich nie vollständig genannt werden, so lange die politische noch durch die wissenschaftliche oder

unwiderstehlich aufdringt, so daß Budeus nicht ganz Unrecht hatte, wenn er ihn einen gottlosen Schriftsteller (facinorosum scriptorem) nannte.

oder Kunstgeschichte oder diese durch jene, erklärt werden müssen. Hat man bisher nicht die Kunst verstanden, mehrere Erscheinungen zusammen darzustellen, so folgt daraus nicht, daß sich diese Kunst nicht mit der Zeit entwickeln werde; die Anlagen dazu finden sich bereits in den besten Geschichtswerken der neueren Zeit, und diese Anlagen müssen sich immer mehr ausbilden.

Die höchste Ansicht, die man von der Geschichte fassen kann, ist, daß sie zum allgemeinen Rezeptakel für alle moralische Erscheinungen bestimmt sey. Wie viel Staaten, Wissenschaften, Künste sind bereits in ihr untergegangen; wie viele werden noch untergehen! Je mehr man aber die Geschichte in diesem Lichte betrachtet, desto weniger kann man in die Versuchung gerathen, ihr irgend eine Tendenz zu geben. Was hat denn auch aller Pragmatismus jemals genützt? Waren die pragmatischen Geschichtschreiber etwas anderes als Despoten, welche einen bestimmten Zustand fixiren wollten, indeß die Gesellschaft unaufhaltsam und trotzig weiter ging und sie verlachte oder zerschmetterte? Und was ist eine philosophische Geschichte? Ist nicht

die einzige Philosophie in der Geschichte enthalten? *)

Einen bestimmten Styl giebt es für die Geschichte nicht; denn die Sprache theilt die Entwickelungen des Kombinazionsvermögens in der Zeit. Daher ist der Styl der Geschichtschreiber von jeher immer verschieden gewesen und wird es bleiben, so lange Geschichte geschrieben wird. Darstellung der Entwickelung — nicht mehr und auch nicht weniger — dies ist die Sache des Geschichtschreibers; und ein guter Geschichtschreiber ist er selbst dann noch, wenn er dies in der Sprache des Mathematikers leisten kann. Freilich wird sich dann kein Rhetor einfallen lassen, die Geschichte zu den schönen Wissenschaften zu rechnen, welche der angehende Redner studiren müsse, um desto vollkommner in seiner Kunst zu werden; aber was ver-

---

*) Es ist vor kurzem eine **Philosophie der Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechts** erschienen. Wer gewohnt ist, bei Worten etwas zu denken, muß sich durch den bloßen Titel überzeugen, daß der Verfasser weder die Geschichte noch die Philosophie kennt.

schlägt denn das Urtheil des Rhetors, das, wie wir oben gesehen haben, immer falsch ist? Vorherzusehen ist, daß der geschichtliche Vortrag immer konzentrirter werden werde; denn je mehr der Leser von Menschen und von menschlichen Dingen begreift, desto kürzer kann der Schriftsteller sich darüber erklären. Eine gedrungenere Sprache ist der Mathematik aus keinem anderen Grunde eigen, als weil ihre Sätze Wahrheit enthalten; und in sofern die Geschichte die Gesetze der moralischen Welt eben so unumstößlich fixirt, als die reine Mathematik die der physischen, so kann es wohl eine Zeit geben, wo jene eben so gut ihre Formeln hat, als diese.

Beweis, daß, genau genommen, nie ein Stillstand in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts statt gefunden hat.

»Aber woher beweiset man das unaufhaltsame Fortrücken der Entwickelung?«

Dieser Beweis ist für diejenigen nicht schwer zu führen, welche nur eine erträgliche

Kenntniß von der Verfassung der alten und neueren Staaten haben.

Das Wesen der griechischen und römischen Republik bestand darin, daß beide auf Sklaverei basirt waren. Die nothwendige Folge davon war, daß die Regierung sich nie mit dem ganzen Staat identifizirte und daß, da jede Folge die Ursache der nächsten Erscheinung werden muß, die Mehrheit der Bürger dieser Staaten unentwickelt und unglücklich blieb. Unangefochten, können solche Staaten eine lange Dauer haben; angefochten aber, müssen sie immer über den Haufen fallen.

Die Griechen widerstanden den Persern, weil die häusliche Sklaverei zu derjenigen Zeit, wo diese eine Invasion versuchten, bei ihnen erst im Beginnen war. Den Römern hingegen unterlagen sie aus keinem anderen Grunde, als weil sie eine Entwickelung erhalten hatten, von welcher die Abschaffung einer ins Ungeheure getriebenen häuslichen Sklaverei hätte die Folge seyn sollen. Da sie aus Bequemlichkeitsliebe sich nicht dazu entschließen konnten, so stellten sie ihren ganzen Staat, gleich einer umgekehrten Pyra-

mide, auf die Spitze, so daß es nur eines Anlaufs bedurfte, um ihn niederzuwerfen.

Kunstfleiß, oder Raub sind die einzigen Erhaltungsmittel jedes Sklavenstaats. Die Römer wählten das letztere; und indem sie die ganze damals bekannte Welt zu ihrer Subsistenzbasis machten, hatten sie allerdings die Aussicht, ihrem Staate eine ewige Dauer zu geben. Aber diese Aussicht verfinsterte sich von dem Augenblick an, wo nichts mehr zu erobern war. Der Verfall der römischen Herrschaft war nun entschieden. Eine monarchische Verfassung sollte retten; da aber die Sklaverei blieb, so mußte selbst die Monarchie dem Staate verderblich werden. Denn von dem ersten Moment ihrer Einführung an, mußte zwischen den Regenten und dem Senat ein Antagonismus entstehen, der um so verderblicher wurde, je mehr man ihn von beiden Seiten nur auf Kosten der Regierten führen konnte, und je größer der Umfang des ganzen Staates war.

Haben selbst einzelne christliche Staaten eine antisoziale Tendenz; so hatten sie die polytheistischen in und durch die Sklaverei, auf welche sie basirt waren, noch weit mehr.

An Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts war dabei nicht zu denken; nicht einmal die Idee eines solchen konnte entstehen. Wollte nun die Natur eine Vervollkommnung desselben, so blieb ihr nichts anderes übrig, als ein suveränes Mittel zur Abstellung der Sklaverei. Dies fand sie in den germanischen Völkern. Freilich gingen Künste und Wissenschaften zu Grunde, indem diese die römische Weltherrschaft zertrümmerten; aber indem die Germanen, diese Freiheit und Gleichheit über alles liebenden Völker, zuletzt die Herrn der bisherigen Gebieter wurden, ohne die Sklaverei zurückzuführen, mußten die Anlagen zu neuen und besseren Sozialverhältnissen nothwendig entstehen. Was daraus hervorgegangen ist, sehen wir in dem heutigen Europa. Gesetzt auch, alle Überreste der Kunst und Wissenschaft, die von den Griechen und Römern auf unsere Zeiten gekommen sind, wären, wie so vieles Andere, in Schutt und Graus versunken; so hätte sich gleichwohl, blos aus den neuen Sozialverhältnissen eine neue Kultur entwickeln müssen; und wenn sie auch min-

der rasch erfolgt wäre, so würde sie doch haben erfolgen müssen.

Der einzige Vorwurf also, den man der Natur machen kann, ist, daß sie ein Mittelalter gestattet hat. Wenn wir indessen die großen Vortheile bedenken, welche dem menschlichen Geschlecht bereits daraus erwachsen sind, und einen Blick auf die nicht zu berechnenden ungeheuren werfen, die ihm noch daraus erwachsen werden; so muß jeder Vorwurf so sehr verstummen, daß wir der Natur nur für die Wohlthat danken können, die sie dem menschlichen Geschlecht dadurch erwies, daß sie ungefähr sechzehn Generazionen einen gewissen Grad der Kultur entzog, um die Kultur ihrer Nachkommen für Millionen Jahre zu sichern. Hat auf diese Weise, in einem gewissen Sinne, ein Stillstand statt gefunden; so ist dieser Stillstand noch kein Zirkellauf zu nennen; ein Wort, das niemals von irgend einem Geschichtsforscher hätte ausgesprochen werden sollen.

Und obgleich eine Reihe von Jahrhunderten erforderlich war, um den Sozialverhältnissen diejenige Vollkommenheit zu geben,

daß sie, ohne Beihülfe der Sklaverei, einen höheren Grad von Kultur gebären konnten; so ist doch eben durch dieses langsamere Wachsen derselben der Vortheil errungen worden, daß die Kultur jetzt ohne bedeutende Rückfälle fortgehen kann, ja daß selbst alle Staatsumwälzungen ihr durchaus zu statten kommen müssen. Was auch immer geschehen mag, zur Barbarei kann das menschliche Geschlecht nie wieder zurückkehren. In den besser geordneten Sozialverhältnissen ist den Wissenschaften und Künsten ein bleibender Wohnsitz angewiesen; und wie sich auch ihre Gestalten verändern mögen, so müssen sie doch ihrer Verklärung immer näher kommen; eine Verklärung, welche um so weniger ausbleiben kann, je mehr die Wissenschaften und Künste Gemeingut werden.

Wer hievon das Gegentheil behauptet, verräth die größte Unbekanntschaft mit der Gesellschaft und allem demjenigen, was die eigentliche Basis ihrer Stärke ausmacht. Die Fortschritte, welche die modernen Nazionen in den physischen Wissenschaften bereits gemacht haben und noch machen werden, sichern sie vor allen Verheerungen roher Bar-

baren, welche nur Körperstärke und List haben. Und wo sind denn diese Barbaren? Der kleine Theil von den Bewohnern Europa's, welcher bis jetzt noch am wenigsten kultivirt ist, hat keine große Aufforderungen, seine väterlichen Wohnsitze zu verlassen, um sich bessere zu suchen; und gesetzt auch er hätte sie, so würde er durch den Widerstand zurückgeschreckt werden, den er allenthalben antreffen würde. Haben wir es denn nicht, durch die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg, dahin gebracht, daß Kinder und Weiber sich gegen Männer und Riesen vertheidigen können? — Oder sind etwa Völkerüberschwemmungen aus anderen Welttheilen zu erwarten? — In der That, man muß mit der Nautik höchst unbekannt seyn, wenn man auch nur dem Schatten einer solchen Idee in sich Raum geben will. Überraschungen können nicht mehr statt finden, wie ehemals; und selbst ihre Möglichkeit zugegeben, bleibt ihr Erfolg, bei der Überlegenheit der Europäer in der Zerstörungskunst, nothwendig gleich null.

Alles was sich erwarten läßt, ist, daß die kultivirteren Nazionen Europa's die min=

der kultivirten in sich aufnehmen und dadurch die Kultur immer höher treiben werden. Da es bisher geschehen ist, so wird es auch noch ferner geschehen; und das etwanige höhere Maaß von Körperkraft, welches den Unkultivirten eigen ist, wird in diesem Kampf in gar keine Betrachtung kommen.

Es ist in der That höchst merkwürdig, daß dieser vollkommene und ins Unendliche zu vervollkommnende Zustand der Gesellschaft von zwei Personen ausgegangen ist, von welchen die eine zu Jerusalem ans Kreuz geschlagen wurde, weil sie eine bessere Zukunft ahnete, und die andere, zum Verderben der römischen Weltherrschaft, mit roher Mannkraft aus den Harzwäldern hervorging. Jesus und Hermann, ihr seyd die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, und ewig verdienen eure Namen in dem Tempel der Geschichte zu prangen!

Wahrscheinliche Dauer des Menschengeschlechts.

Die Fortdauer des menschlichen Geschlechts beweisen, heißt also, seine nothwendige Entwickelung darthun.

Es versteht sich von selbst, daß diese Fortdauer von der Beschaffenheit des Planeten abhängt, den wir bewohnen. Ist dieser ewig bewohnbar, so ist auch die Entwickelung des menschlichen Geschlechts unendlich. Läßt sich hingegen darthun, daß seine Bewohnbarkeit irgend einmal aufhören müsse, so findet freilich keine Entwickelung ins Unendliche statt; dann wird sich aber die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Geschlechts aus einem bestimmten Naturgesetz ergeben.

Was ich hierüber sagen werde, gehört nicht mir, sondern einem meiner Freunde. Ich bitte ihn um Verzeihung wegen des Plagiats, das ich an ihm begehe; aber ich rechne um so mehr darauf, diese Verzeihung zu finden, weil sich das Plagiat durch den Gebrauch rechtfertigt, den ich davon mache; ein Gebrauch, an welchen Er nicht gedacht zu haben scheint.

»Rom hat seit ungefähr zweitausend Jahren seine Lage wesentlich verändert, indem es sich von dem Ausfluß der Tiber ins Meer um ein beträchtliches zurückgezogen hat.

»Venedig wird nach funfzig Jahren nicht mehr können bewohnt werden, weil seine Lagunen durch den Gestank, den sie verursachen, die Einwohner dieser Stadt vertreiben müssen, noch ehe sie durch einen unergründlichen Morast von dem festen Lande abgeschnitten werden.

»In Frankreich giebt es ein Departement des Landes, das die ältesten Gallier gar nicht kannten; und dies Departement wächst mit jedem Jahre an, weil das Mittelmeer immer weiter zurücktritt.

»Man zitterte vor einigen Jahren für Holland wegen seiner Dämme. Ganz ungegründet war diese Furcht nicht; aber sie war übertrieben, weil sich Holland mit jedem Jahre immer mehr kondensirt und seine Dämme immer überflüssiger werden.

»Das nördliche Deutschland wächst durch alle die Fragmente an, welche es mit jedem Jahre der Nordsee abgewinnt.

»So hat Europa seit ungefähr zwei Jahrtausenden beträchtlich am Umfang gewonnen, und daß dieß auch mit den übrigen Welttheilen der Fall sey, beweisen die Küstenlande, die, nach allen Merkmaalen, welche ihre Vegetazion darbietet, nach und nach aus dem Wasser hervorgegangen sind.

»Man übereilt sich nicht, wenn man aus allen diesen Erscheinungen folgert, daß die Ozeane in sich selbst zurücktreten.

»Dieser Zurücktritt ist entweder mit einer Verminderung der Flüssigkeit verbunden, oder nicht.

»Ist das letztere der Fall, so wühlen die Ozeane ihre Betten tiefer; dies ist aber nicht füglich anzunehmen, weil allen Beobachtungen zu Folge der innere Erdkörper aus Granitfels bestehet, über welchen die Flüssigkeit nichts vermag.

»Soll das Erstere der Fall seyn, so muß man nicht nur die Ursache auffinden, welche eine Verminderung der Wassermasse möglich macht, sondern auch das Gesetz der Abnahme derselben.

»Eine solche Ursach würde die Kondensazion der Feuchtigkeit seyn.

»Steckt einen Kern in einen fruchtbaren Boden. Der Kern entwickele sich zu einem Baum. Der Baum werde nach hundert Jahren gefällt, verbrannt, in seine Bestandtheile aufgelöst. Was wird geschehen? Die Flüssigkeiten, die er enthält, werden in die Luft verfliegen; aber was übrig bleibt, wird, in Hinsicht der Masse, immer mehr betragen, als der eingesteckte Kern.

»Woher dies Residuum?

»So lang' der Baum lebte, zog er theils aus dem Boden, theils aus der Luft eine Menge Flüssigkeiten, welche die Basis seines Wachsthums und Gedeihens ausmachten; und indem dadurch sein Stamm mit allen seinen Zweigen gebildet wurde, entstand aus der Flüssigkeit, auf einem uns bis jetzt unbekannten Wege, eine Masse, welche in ihre Bestandtheile aufgelöst, zuletzt die Erdmasse vermehren mußte.

»Was von diesem Baume gilt, das gilt nicht nur von allen Wäldern, sondern auch von der ganzen Vegetazion zusammengenommen, deren ewige Basis die Flüssigkeit ist.

»Man denke sich nun — die ganze Vegetazion auf allen Punkten der Erde, um

es begreiflich zu finden, daß eine jährliche Abnahme der Flüssigkeiten schlechterdings nothwendig ist; eine Abnahme, die man in Schweden an den unverwerflichsten Maaßstäben, welche die Natur darbietet, ich meine Felsen, wahrnimmt; eine Abnahme, welche, da die hydrostatischen Gesetze unbestreitbar sind, über den ganzen Raum der Erdkugel gleich seyn muß. *)

»Hieraus folgt nun, daß das Verhältniß der flüssigen Theile zu den festen in dem Erdkörper nicht immer so gewesen ist, wie wir es gegenwärtig antreffen. Dies beweisen auch tausend Erscheinungen, welche, wenn dasselbe Verhältniß immer statt gefunden hätte, durchaus unerklärbar seyn würden. Dahin gehören die Muscheln, welche wir in allen Gebirgen finden und welche nicht durch Überschwemmungen dahin versetzt seyn kön-

---

*) Herr J. B. Lamarck giebt mit der Kondensazion die Abnahme der Flüssigkeiten zu, behauptet aber, daß die Wassermasse die ganze Erde durchziehe, um begreiflich zu finden, daß sie an Orten gewesen ist, wo man sie jetzt nicht wiederfindet. Siehe seine Hydrogéologie.

nen, weil Überschwemmungen nur immer parziell seyn können. Dahin gehören ferner die Erdlagen. Dahin gehören endlich alle die Verschüttungen, die man bisher Versinkungen genannt hat, z. B. der ägyptischen Pyramiden und der Kunstwerke in- und außerhalb Rom.

»Findet nun aber wirklich eine Kondensazion der Flüssigkeit statt, so ist es von der äußersten Wichtigkeit das Gesetz kennen zu lernen, nach welchem sie von statten gehet.

»In die Augen springt es, daß die Natur dem Kondensazionsgeschäft große Hindernisse in den Weg gelegt hat. Dahin kann man rechnen:

1) Die Einschränkung der Reproduktionskraft auf gewisse Zeiten;
2) Die Vertilgung der Keime, mit welchen die Natur höchst verschwenderisch verfährt;
3) ein Verzehrungssystem, welches bei weitem noch nicht hinlänglich beobachtet ist, und vermöge welches das Pflanzenreich theils durch sich selbst, theils durch das Thierreich, und dieses wie-

wiederum durch sich selbst zentralisirt wird.

»Ein ungeheures Feld eröffnet sich hier für Beobachtung. Wie langsam das Kondensazionsgeschäft auch immer von statten gehen möge; so ist erwiesen, daß es vorrückt und daraus folgt, daß es sein Ziel nicht eher finden werde, als bis die Basis der Vegetazion verschwunden ist.

»Ehe dies geschieht, können und müssen viele Millionen Jahre vergehen; aber geschehen muß es, wenn ein fester Gang in den Operazionen der Natur statt findet.

Die nächsten Folgen dieses permanenten Kondensazionsgeschäfts sind unstreitig:

1) Daß alle Bergbewohner ihre Wohnsitze verlassen, um sich in die Ebene zu verlieren; einmal, weil die Berge, vermöge des newtonschen Gravitazionsgesetzes für die Körperwelt, an der Kondensazion der Flüssigkeit keinen Antheil haben können, zweitens, weil sich die Region der Kälte, als zerstörenden Prinzips, der Erde in eben

dem Verhältniß nähern muß, in welchem sich die Flüssigkeit zentralisirt.*)

2) Daß die Bewohner der Mittelpunkte von Ländern sich den Gränzen nähern werden, in sofern sie dadurch den Ozeanen näher kommen.

»Im letzten Akt aber muß das menschliche Geschlecht, weil es als integrirender Theil des Thierreichs der Vegetazion des Pflanzenreichs folgen muß, in den Abgrund der Ozeane versinken, ohne in ihren Wellen unterzugehen.«

Sind indessen Millionen Jahre erforderlich, um die Erde zu verfelsen, oder in einen Körper zu verwandeln, wie, nach den Beobachtungen der Astronomen, der Mond ist — und rückt die Natur, auf diesem zwar unmerklichen aber deshalb nicht minder gewaltsamen Wege, die einzelnen Parthien des menschlichen Geschlechts immer näher an ein-

*) Eine Erfahrung, deren Zuverlässigkeit nicht in Zweifel zu ziehen ist, da die Gletscher in den Alpen immer mehr zunehmen und die Kälte bereits die Bewohner der Tyrolergebirge immer tiefer herabdrückt.

ander — und konkurriren alle Darstellungen des menschlichen Kombinazionsvermögens, um dies Beisammenseyn immer nützlicher zu machen; so läßt sich begreifen, wie das menschliche Geschlecht, da einmal kein Stillstand in der Entwickelung möglich ist, wohl dahin kommen könne, nach vielen Millionen Jahren den letzten Grund aller Erscheinungen zu durchschauen. Verschwindet alsdann das Hypothetische aus Newtons Gravitazionsgesetz; so ist seine Entwickelung vollendet; so mag es unmittelbar darauf immerhin selbst verschwinden; ihm selbst kann an der längeren Dauer seiner Existenz nichts gelegen seyn.

Beschluß.

Es giebt keine Aufklärung! — so rufen angebliche Philosophen aus, wenn sie der Zeit vorgreifen möchten, und ihre Zeitgenossen ihnen nicht folgen wollen.

Seyd nicht so ungeduldig, ihr kurzsichtigen Wesen! Denkt euch die Aufklärung als eine Reise von Berlin nach Pecking. Berlin haben wir längst im Rücken; aber um in

Pecking anzugelangen, bedarf es noch manches sauren Trittes. Indessen gehen wir immer weiter und weiter, und kommen gewiß endlich ans Ziel.

Glaubt mir ihr selbst würdet euch von ganzem Herzen eurer kindischen Ideale schämen, könntet ihr nach zwei Jahrhunderten ins Leben zurücktreten.

Nein, es giebt keinen Stillstand in dem großen Entwickelungsgeschäft der moralischen Welt. Zeiten mit Zeiten muß man vergleichen, um sich von den Fortschritten der Kultur zur Menschlichkeit zu überzeugen. Was waren Europa's Nazionen vor tausend Jahren? Und was sind sie jetzt! Da, wo der Rhein entspringt, kann man über ihn wegschreiten. Es gab eine Zeit, wo von Berlin und Wien und Paris und London nichts weiter vorhanden war, als die erste Jäger- oder Fischerhütte. Wie mit der Entstehung der Flüsse und Hauptstädte, eben so verhält es sich mit der Aufklärung. Sehen wir den Stundenzeiger an der Uhr vorrücken? Und rückt er deswegen minder vor? So ungefähr geht auch die Aufklärung weiter.

Ihr selbst verdankt eure Entwickelung

nur der Gesellschaft, in welcher ihr lebt; und eure individuellen Vorzüge sind, genauer untersucht, bei weitem geringer, als ihr wähnet. Mit welchem Rechte wollt ihr also die Welt ein großes Narrenhaus nennen, in welchem es nur wenige Weise giebt? Angenommen, daß ihr wirklich diese Weisen seyd; so seyd ihr es doch nur in und durch dies große Narrenhaus geworden; denn lebtet ihr auf Otaheti, oder an Grönlands Gestaden, so würdet ihr etwas ganz anderes seyn.

Studirt, statt einer ewig unfruchtbaren Metaphysik, die Geschichte und die Gesellschaft, und ihr werdet finden, daß die Aufklärung in jedem gegebenen Momente das ist, was sie seyn kann; nie mehr, nie weniger, aber im nächsten Augenblick nicht mehr dieselbe. Wie? dies sollte euch nicht toleranter machen? Die Geschichte sagt uns, daß alles nur Übergang und Verwandlung ist, und daß nichts fortdauert, als die Bestimmung des menschlichen Geschlechts zu einer nicht zu berechnenden Entwickelung. Dies muß euch von allem Stolze heilen, der die Quelle aller Intoleranz ist. Ich habe einen von euch sagen gehört: Er freue sich der

Achtung, in welcher er stehe, in sofern ihn dies schließen lasse, daß Andere nicht ganz ohne Werth seyn könnten, da sie den seinigen anzuerkennen oder wenigstens zu ahnen wüßten.« Dies befremdete mich so sehr, daß ich ihn, um ihn nicht verachten zu müssen, für höchst kurzsichtig und unwissend bei mir selbst erklären mußte. Hätte er auch nur den sozialen Werth seines Schusters zu würdigen verstanden, er würde besser geurtheilt haben.

Was hat es denn auf sich mit dem absoluten Werth des Individuums? Denkt an das Märchen von Bruder Luz zurück und seyd versichert, daß ihr seines Gleichen seyd, wenn euer sozialer Werth gleich null ist. Ihr habt dicke Bücher über die Bestimmung des Menschen geschrieben, weil ihr von der Bestimmung des menschlichen Geschlechts keinen Begriff hattet. Wisset, die Bestimmung des Individuums ist keine andere, als wohlthätig in die Gesellschaft einzugreifen, so wie sie einmal vorhanden ist. Alles übrige ist Wahn; Wahn, den die Geschichte mit leichtem Hauche zerstöret. Durchlauft sie von Anfang bis zu Ende, um euch zu überzeugen, daß die Gesellschaft alle Vor-

züge, die sie nach und nach errungen hat, den physischen Wissenschaften verdankt und daß die Metaphysiker ihr zu allen Zeiten unendlichen Schaden zugefügt haben. Ihr begreift nichts nach seinem Wesen. Nur definiren könnt ihr; aber all das Definiren hat nie irgend eine reelle Kunst oder Wissenschaft weiter gebracht.

Fort also mit aller Metaphysik! Sie ist, wie Bakon sehr richtig bemerkt, ein ewig unfruchtbares Ungeheuer, das nur in die Irre führen kann. Wollt ihr Philosophen bleiben, so umfaßt die Geschichte. Ist ihr Studium mühsamer, so ist es dafür auch desto belohnender.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druckfehler:

Seite 5	Zeile 5	von oben ist zu lesen:	auf der innern
— 8 —	2 von unten —	—	auf einer
— 16 —	10 v. u. —	—	permanenten
— 47 —	6 v. u. —	—	an dem Wilden
— 83 —	7 v. o. —	—	im Gegensatz
— 94 —	12 v. u. —	—	den Sechzehnten
— 97 —	5 v. o. —	—	gesetzgebende
— 125 —	6 v. u. —	—	aus Furchtsamkeit
— 147 —	6 v. o. —	—	koinzidiren
— 190 —	13 v. u. —	—	worauf es eigentlich
— 241 —	10 v. u. —	—	durch einen
— 248 —	8 v. o. —	—	Dynamik
— 259 —	13 v. u. —	—	ächtem
— 264 —	3 v. o. —	—	zum Grunde
— 270 —	2 v. o. —	—	Psychologie
— 308 —	in der Note —	—	in einen dialogisirten
— 212 —	3 v. o. —	—	wandelten für verwandelten
— 332 —	5 v. o. —	—	welches für welche.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich

Darstellung eines neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt

Berlin 1802

Ph.pr. 327
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040252-6